



**UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN**

Universitätsbibliothek Paderborn

**Eine Auswahl aus seinen Dichtungen zum 100jährigen
Geburtstag**

Altenbernd, Ludwig

Detmold, 1919

urn:nbn:de:hbz:466:1-12298

Ludwig
Altenbernd

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen
zum 100 jährigen Geburtstag



Detmold 1919
Meyersche Hofbuchhandlung

SR
3590



Ludwig
Altenbernd

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen
zum 100 jährigen Geburtstag



Detmold 1919
Meyersche Hofbuchhandlung



03
SR
3590

13/7279

CPMA



Ludwig Altenbernd

geb. 24. November 1819

gest. 11. April 1890



18.11.19

SR 10



Ludwig Altenbernd

geb. 24. November 1819

gest. 11. April 1890

Zum Geleit

Dies Buch soll das Andenken eines Mannes erneuern und ehren, der ein edler Mensch, ein gemütvoller Dichter und des Lipperlandes begeisterter Sänger war, Ludwig Altenbernds, der vor hundert Jahren, am 24. November 1819, als Sohn des Lehrers Altenbernd in Augustdorf geboren wurde. Es bietet eine Auswahl aus den beiden Gedichtbändchen: „Frühlingsblüten und Herbstblätter,“ welche im Jahre 1872 von ihm selbst herausgegeben wurden und jetzt vergriffen sind, und „Reben und Ranken,“ die nach seinem Tode, aus seinem Nachlaß gesammelt, im Jahre 1885 erschienen. (Außerdem veröffentlichte er eine Uebersetzung von Walter Scotts „Jungfrau vom See“ und von Byrons „Mazeppa“.) Dorangestellt wurde eine kurze Lebensbeschreibung aus der Feder seiner Schwester, die ihm geistig sehr nahe stand, und ein Gedicht von W. Oesterhaus auf seinen Tod. Den Schluß bilden zwei Vertonungen Altenberndscher Lieder durch Rektor H. Meyer.

Altenbernds Gedichte sind in der Form schlicht und einfach, aber im Inhalt tief und wahr, aus eigenem Erleben geboren; darum sprechen sie unmittelbar zum Herzen und können besonders uns heutigen Führer

zur Stille und Besinnung werden. Viele sind in ihrer edlen Sprache und in ihrem tiefen Gehalt echte Kunstwerke, die es verdienen, vor Vergessenheit bewahrt zu werden. Seine Heimatgedichte insbesondere gehören zu dem Schönsten, was die heimische Dichtung hervorgebracht hat. Sie werden erklingen, so lange Menschen ihre Heimat lieben, und werden diese Liebe verklären und erheben.

Detmold, im November 1919.

H. Schwanold.

Inhalt

Frühlingsblüten und Herbstblätter.

Das Menschenherz	13
Des Frühlings Nahen	15
Pfingsten	17
Der Wald	18
Das Bächlein	19
Abendstille	21
Ein Bild	22
Waldesträume	23
Auf der Heide	25
Das Döglein	26
Frühes Scheiden	28
O weck' es nicht	28
Ein Mörtdchen nur	29
Ein Blick — Ein Lied	30
Du sahst sie nicht	31
Wenn dir ein Herz geschieden	32
Ein Schifflein sah ich ziehen	33
Dernahmst du's nie	33
Der Wanderer	35
Eine Herbstrose	37
Neujahrsgruß	38
Allein	39
Wo ich geliebt und glücklich war	41
Herbstlied	43
Ein Friedhof	44
Silvesterphantasien	46
Die Weberin	49
Zwei Wanderer	51
Gruß an Freiligrath	53

Bilder aus dem Teutoburger Walde.

Die Heimat	55
Hartlören	57
Am Hangstein	58

Am Donoper Teiche	58
Am Donoper Teiche	60
Der Waldbach	60
Auf der Halde	62
Die Senne	63
Arbeiterinnen der Senne	66
Im Sturm auf der Grotenburg	68
Die beiden Deteranen	73
Die Hünenkapelle	75

Westfälische Bilder und Sagen.

Der Irrwisch	78
Die Unkenglocke	79
Dorboten	81
Der Heidemann	82
Die Lillie von Corvei	84
Der Geisterseher	88
Die Teufelssteine	92

Reben und Ranken.

Die Perlen	95
Morgen- und Abendträne	99
Auf der Heid, auf der grünen Heide	99
Der Sommer ist hin	100
Ein Novembertag	101
Ich möchte schlafen	102
In der Abtei	103
Still, sie kommt	105
Bilder	106
Derfunken und Vergessen	107
An F. Freiligrath	108
Nicht ganz allein	109
November	110
Im Traum	112
Dorüber	113
Des Gärtners Feiertag	114
Das Abendgeläut in der Fremde	116
Der Abschied	118

Ludwig Altenbernd

geb. am 24. November 1819 in Augustdorf,
gest. am 11. April 1890 in Detmold.

Mein Bruder Ludwig war nach Aussagen unserer geliebten Eltern in seiner frühesten Jugend ein normales kräftiges Kind, gut entwickelt an Leib und Seele, das mit drei Vierteljahren schon die ersten Gehversuche überwunden und bald danach sicher laufen konnte — leider nur für kurze Zeit, infolge eines für das ganze Leben höchst tragischen Geschicks. Als der muntere Knabe nach einem Apfel haschen wollte, den ihm jemand vorhielt, schlug er von dem Arme des Kindermädchens hintenüber und erlitt dabei eine Rückenmarkerschütterung, die für den Ärmsten Lähmung der Beine und Steifheit im Rücken zur Folge hatten. Alle Sorgen und Aufwendungen der unglücklichen Eltern nach den Verordnungen verschiedener Aerzte konnten nichts daran ändern, auch nicht mehrfache Badekuren in Pyrmont. Wenn er dort ausgefahren oder =getragen wurde, war der schöne, lebhaft Knabe gewöhnlich von teilnehmenden Kurgästen begleitet, die sich mit ihm unterhielten und ihn durch hübsche Spielsachen erfreuten; einmal kam er sehr

stolz mit Helm und Degen heim. — Später war er dann ein eifriger Schüler, dem das Lernen nicht schwer wurde und der sich unermüdetlich in allen Fächern selbständig weiter ausbildete. Das Gymnasium konnte er ja leider in seinem Zustande nicht besuchen. Dem vielbeschäftigten Vater nahm er manche schriftliche Arbeit ab, auch das Orgelspiel in der Kirche. Früh schon gab er uns jüngeren Geschwistern und anderen Kindern im Hause Privatunterricht in Musik, Sprachen, Zeichnen u. a., was ihn mit Befriedigung und Frohmuth erfüllte. Im Verkehr mit jungen Hilfspredigern in Lüdenhausen suchte er seine Kenntnisse, besonders in fremden Sprachen, zu erweitern. So schwerfällig die Fortbewegung mit den Krücken war, so suchte er sich doch möglichst in allem selbst zu helfen und unabhängig zu machen, und niemals wurde eine Klage darüber laut; Aeußerungen des Mitleids von anderen waren ihm sehr peinlich. Zum Ausfahren und Reisen wurde meinem Bruder ein Esel gehalten, womit er weite Fahrten machte über Berg und Thal, am liebsten in den grünen Wald, da er ein großer Naturfreund war. Wir jungen Geschwister begleiteten ihn dabei gern und oft. Schon als Schulknabe veranstaltete er mit seinen Altersgenossen und Brüdern Sängers- und Krlegszüge in die Berge; dabei waren alle feldmäßig ausgerüstet mit Fahnen, Waffen und Uniformen, wozu ihm allseitig gern Hilfe geleistet wurde. — So schwer es für die guten Eltern bei großer Familie und der damaligen Befoldung war, kauften sie ihm doch zur

weitem Ausbildung in der von ihm so sehr geliebten Musik ein neues, schönes Piano. Nun übte er mit Lust und Eifer; bald lauschten in abendlichen Dämmerstunden Eltern und Geschwister andächtig seinen Vorträgen, an die sich dann meist auch noch trauliche Unterhaltungen knüpften. Dieser schönen Abendstunden gedenke ich heute noch mit innigem Vergnügen. — Späterhin entschloß sich Ludwig, nach Detmold überzusiedeln, um sich mehr selbständig zu machen und die erworbenen Kenntnisse zu verwerten. Er fand zunächst freundliche Aufnahme bei unserm lieben alten Hausfreunde, dem Registrator Ulrich. Dort studierte er noch eifrig weiter, oft halbe Nächte hindurch; daneben unterrichtete er Schüler, die sich mehr und mehr einfanden, da er die Stunden billig berechnete, Unbemittelten auch umsonst gab. Den Unterricht setzte er noch fort, als er die Stelle des Kammerkalkulators erhalten hatte. Dadurch war nun endlich die Sorge unserer guten Eltern um das Fortkommen ihres Schmerzenskinds sehr vermindert. Bei seiner einfachen, zurückgezogenen Lebensweise hatte er sogar für Arme und Kranke noch ein Scherflein übrig. Einem armen Schwindsüchtigen Mädchen in der Nachbarschaft schickte er bis zu ihrem Ende (fast ein Jahr lang) täglich seine Suppe, die er gut entbehren könne. Mit Vergnügen erzählte er mal, daß ein altes Mütterchen aus Augustdorf ihn jeden Herbst mit einem Heideblumenstrauß erfreue und bei der Bezahlung dankbar geäußert habe: „Wer süßwest nicks hät, gift sümmer am meisten“, was ihm große

Freude machte. Er mußte so heiter und angenehm zu unterhalten, daß es uns immer ein Fest war, wenn er auf einige Wochen von Detmold zu Besuch kam.

Das Talent zum Dichten machte sich bei ihm schon früh zu Haus bemerkbar, in Scherz und Ernst bei gelegentlicher Veranlassung in der Familie. Sicherlich verdankte er ihm, wie auch dem warmen Interesse an Kunst und Natur, die genüßreichsten Stunden seines Lebens, die ihn leichter über alle Entbehrungen hinweghelfen, welche sein Leiden ihm auferlegte. Sein menschenfreundliches Wesen, seine natürliche Hingabe und sein reiner Charakter ließen ihn überall liebe, teilnehmende Freunde finden, die er seinerseits auch hochschätzte.

Bei zunehmendem Alter und überreicher Arbeit mußten leider die so geliebten Ausfahrten und der Verkehr mit Freunden eingeschränkt werden, was sehr nachteilig auf seine Gesundheit einwirkte und schließlich ein schweres Darmleiden zur Folge hatte. Ein gnädiges Geschick bewahrte aber den geliebten Kranken vor längerem qualvollen Leiden, indem ein Schlaganfall ihn sanft und selig hinüberführte in die ewige Heimat.

Oerlinghausen, 22. Januar 1907.

Auguste Deppe, geb. Altenbernd.

An der Gruft Ludwig Altenbernds.

Der Lenz erwachte, Lieder schallen,
Die Blumen, Blüten spenden Duft.
Des Frühlings schönste Gaben fallen —
In eines Dichters offne Gruft.
Des Sängers, der mit frohem Munde
Gar laut der Heimat Loblied sang,
Aus dessen tiefstem Herzensgrunde
Hell jubelnd oft ihr Ruhm erklang.

Voll Wehmut dacht er jener Stätte
Wo auf der Heide dürrem Sand
Dor langer Zeit sein Wiegenbette
Im engen Väterhause stand
Doch früh in seiner Kindheit Tagen
Hat ihn von dort ein freundlich Los, —
Wie dankt ers ihm! — hinweggetragen
In reichgeschmückter Fluren Schoß.

Da trank er an dem frischen Borne
Der vielbewegten Gegenwart
Und nahm, was in gefülltem Horne
Ihm Lieb und Leben aufgespart.
Und trübte Mißgeschickes Walten
Ihm Freuden oft und Frohgenuß
Lieb heil'ge Lust am Selbstgestalten
Ihm keuscher Muse Weihekuß.

Es gab ihm Kraft auf mächt'gen Schwingen
In heller Geistesfunken Sprühn
Zu lichten Höhn emporzudringen,
Wo Sprossen ew'ger Schönheit blühn.
Dort sprach er froh ein lautes: Werde!
Und wand voll Farbenpracht und Glanz
Zum Preise heimatlicher Erde —
Den duft'gen, blütenvollen Kranz.

Horch! horch! aus Lüften grüßen Lieder
Des Vogels, der den Süden fliehet
Und leichtbeschwingten Fluges wieder
Doll Liebessehnsucht nordwärts zieht.
Die Bienen hier! Vernimm ihr Schwirren!
Ob sie der Senne Boten sind?
Der Tauben trauervolles Girren!
In Bäumen rauscht der Frühlingswind.

Es grüßt dich der, den du besungen
Doll Lieb und Lust, dein Lipperwald,
Du, dessen letztes Lied erklingen,
Dem selbst der Abschiedsgruß erschallt.

Die Schollen fallen! — bang und bänger
Wirtds denen, deren Herzen loh'n.
Ruh sanft, du, deiner Heimat Sänger,
Des Lipperlandes treuester Sohn!

Detmold, den 15. April 1890.

M. Oesterhaus.

Frühlingsblüten und Herbstblätter.

Das Menschenherz.

Don entlegnem, stillem Strande
Zieht hinaus ein Schifflein klein;
Mög' ihm, daß es glücklich lande,
Wind und Welle günstig sein.

Leicht beladen, hell und heiter
Seine Wimpel hoch am Mast,
Segelt's in die Ferne weiter
Ohne Ruh und ohne Rast.

Wohl! wenn's seine Mannschaft weise,
Wesse seine Loffen wählt;
Wohl! wenn's nie an Trank und Spelse,
Nimmer ihm an Waffen fehlt.

Wenn Derstand das Steuer führet
Kund'gen Blickes, stark und fest,
Seinen Kompaß nie verlieret,
Nie das Senkblei gleiten läßt.

Wenn in dunkler Nacht den Schimmer
Ihres Sterns die Hoffnung zeigt;
Wenn der Mut im Kampfe nimmer
Zagend seine Flagge streicht.

Wenn — ob zu des Nordpols Eise,
Ob gen Süd der Kiel sich dreht,
Ewig auf der Lebensreise
Liebe ihm die Segel bläht.

Klippen werden dich erschrecken,
Sturmgebraus und Flammenglut
Und Empörung kann dich wecken:
Schifflein sei auf deiner Hut!

Habe Acht zu jeder Stunde,
Mut'ger Fährmann, habe Acht!
Halte fleißig deine Kunde,
Halte fleißig deine Wacht.

Möge dich kein Unfall stören,
Schifflein, sei von Gott bewahrt!
Mög' der Himmel dir gewähren
Sonn'ges Meer und heitre Fahrt!



Des Frühlings Nahen.

Tief in winterlicher Hülle,
Starr und stille
Ruht die Erde; Tal und Höh
Eingefarbt in Eis und Schnee.
Ueber ihre bleichen Wangen
Zieht des Nordens kalter Rauch;
Eng in Banden und gefangen
Liegen Bach und Baum und Strauch.
Still im grauen Nebelkleide
Schläft die Heide,
Und die Quelle schlummert auch.
Wo sie einst im Lenz gerauscht,
Dürstend steht das Reh und lauscht,
Ob es ihren Odem höre,
Ob ihr Herzschlag wiederkehre;
Aber still sind Flur und Wald,
Todesstarr und todeskalt.

Es brauset der Sturm über Heide und Feld,
Die Wolken, sie jagen am Himmelszelt
Gleich flüchtigen Rossen;
Schaumumflossen,
Gepeitscht vom Orkan,
Stürmen sie hin auf der luft'gen Bahn.

Ueber eis'ger Ströme Flächen,
An der Wälder Müstenei,
Jagt der wilde Gast vorbei,
Und die kalten Bande brechen
Und die Welle fühlt sich frei.

Und mit ahnungsvollem Bangen,
Traumumfängen,
Lauscht die Erde
Seinem schöpferischen: Werde!
Daß die lange Nacht vergangen,
Der Geliebte, nahend schon,
Glorreich bald erscheinen werde,
Kündet seines Herolds Ton.

Freudig entsendet
Droben die Quelle
Nieder zu Tale
Welle auf Welle,
Grüßend in hast'gem
Laufe die Alm,
Weckend der Wiese
Schlafenden Halm.

Still in der Wette
Rosendem Hauche
Schwellen die Knospen

Fröhlich am Strauche;
Strahlenden Auges,
Lachend und blau,
Blicket der Himmel
Nieder zur Au.

Und aus der Ferne
kehren sie wieder,
Alle die Sänger
heimischer Lieder;
Boten des Lenzes
jubelt ihr Ton:
„Erde, dein Liebster,
Nah ist er schon!“

Er naht, er kommt; nun Herz auch du,
Heraus aus deiner Winterruh!



Pfingsten.

Zur Kirche wallt die andachtsvolle Menge,
Und von des Priesters ernster Lippe schallt
Das „Wort des Lebens“, würdig, voll Gehalt,
Und hehr und kräftig tönen die Gefänge.

Mir aber ward das Herz und Haus zu enge;
Der Morgen schwebt wie eine Lichtgestalt

Um diese Höh, wo durch den Buchenwald
Es hallt und rauscht wie hell'ge Festesklänge.

Hier weht der Gottheit Geist um Baum und Strauch,
Weht um die Blumen, die im Grase blühen,
Und schmettert in der Vögel Melodien
Und säufelt in des Morgenwindes Hauch;
Und leis von ihm durchschauert, misch' ich auch
Mein Festlied in der Schöpfung Harmonien.



Der Wald.

Kennst du den Tempel, von des Meisters Händen
Aus Millionen Säulen aufgebaut?
Nicht Stein und Mörtel braucht' er, zu vollenden,
Was staunend dein entzücktes Auge schaut.
Noch unerforscht ist, wie er schuf und baute,
Wenn jeder gleich die große Werkstatt schaute.

Es steht der Tempel jedem Beter offen,
Kein Mehner führt uns ein in's Heiligthum,
Kein Priester lehrt vom Glauben, Lieben Hoffen:
Der Tempel predigt selbst des Meisters Ruhm.
Ob Alles still, ob rings die Säulen wanken —
Er predigt hehre, herrliche Gedanken.

Der Ampel Licht erhellt die weiten Hallen
Und tausend Kerzen flimmern durch die Nacht,
Und Weihrauchdüfte auf zur Decke wallen,
Die, blau gemalt, den Tempel überdacht;
Mit Bildern, groß und wunderbar, durchwoben,
Die, nie veraltend, ihren Meister loben.
Ein jeder Lenz malt neu der Wölbung Bogen,
Aus fernem Land erscheint ein Sängerkhor
Und ihres tausendstimm'gen Hymnus Wogen,
Wie tönen sie entzückend in dein Ohr!
Doch Alles schweigt und lauscht, wenn durch die Hallen
Mit Donnerton der Orgel Klänge schallen.



Das Bächlein.

Als mit der Unschuld Frieden
Der Menschen Glück entwich;
Dahin nun Edens Freude,
Und unter Müh und Leide
Der Gram in's Herz sich schlich:

Da schwebt' ein Engel nieder,
Gerührt von ihrem Schmerz;
Der schöpft' aus Edens Quelle
Und goß die reine Welle
In jedes Menschenherz.

Nun rinnt sie in der Tiefe,
Ein Bächlein hell und klar;
Wo's Herz verborgen weilet,
Da rinnt und rauscht und eilet
Das Bächlein wunderbar.

Und wenn am Herzen leise
Ein Harm und Kummer nagt;
Wenn's bebt in tausend Wehen,
Die Menschen nicht verstehen
Und zittert, wankt und zagt:

Dann tun sich in der Tiefe
Des Bächleins Schleusen auf;
Es strömen ihre Wellen
Durch's bange Herz und Schwellen
Zum Flug' in schnellem Lauf.

Und was im Busen nagte:
Der Sorgen Angst und Graus,
Der Liebe heißes Grämen —
Das schwemmt in hellen Strömen
Des Bächleins Flut hinaus.

Bis endlich selne Woge
Die volle Brust geleert;
Die bittere, bange Klage,
Den Schmerz vergangner Tage,
Zur Wehmut still verklärt.

Und wenn des Lebens Wonne
In überreicher Füll'
Dir naht aus Himmelshöhen,
Und wenn in freud'gen Wehen
Das Herz zerpringen will:

Dann träufelt's kühlend nieder,
Wie Sommermorgentau,
Der leis die Blume küßte,
Die sonst verschmachten müßte
Auf sonnenreicher Au. —

O mög' er nie versiegen,
Der reine Götterquell!
Was auch der Himmel sende,
Er rinne bis an's Ende
Dir lauter, kühl und hell!



Abendstille.

Wie die Wolken leise wehen,
Wie die Sterne droben glühn
Und in unermessnen Höhen
Schweigend ihre Bahnen ziehn!
Döglein schlafen in den Zweigen,
Tauber girrt nicht mehr im Hain;
Ruh'n aus vom muntern Reigen,
Ruh'n bis zum Morgenschein.

Du allein in meinem Raume,
Du nur wachst, wo Alles ruht,
Bis die Nacht im Liebestraume
Kühlt auch dir des Busens Glut.
Mit den Wölkchen, mit den Sternen
Zieht das ungestüme Herz,
Doch zurück aus dunklen Fernen
Ruff's die Liebe erdenwärts.



Ein Bild.

Still und lautlos sind die Gassen,
Und die Welt, von Nacht verdeckt,
Will ihr Lieben, will ihr Hasßen,
Müh'n und Sorgen schlafen lassen,
Bis der Morgen neu sie weckt.

Von des Tages Bühne glitten
All' die Spieler stumm hinab;
Ausgekämpft, was heiß gestritten,
Ausgeweint, was schwer gelitten,
Und der Vorhang fällt herab.

Aber hinter seinen Falten
Wird's lebendig meinem Sinn;

Holde, liebliche Gestalten,
Die der Tag versteckt gehalten,
Schweben her und schweben hin.

Bilder, denen nachgerungen
All mein Hoffen, seh ich nahn;
Melodien, längst verklungen,
Lachende Erinnerungen,
Schweben her auf nächt'ger Bahn.

Doch ein Bild mit süßem Namen
Glänzt so farbenhell und licht;
Eins von allen, die da kamen,
Schließ' ich ein in goldnen Rahmen,
Laß' es wie die andern nicht.

Wenn in Duft und Nebel wieder
Jedes allgemach verflog,
Und der Schlummer leise nieder
Sinkt auf müde Augenlider,
Webt's um mich im Traume noch.



Waldesträume.

Wenn der Frühling kommt gezogen,
Wenn die Bäume wieder blühn,

Wenn die Lüfte grüne Wogen
Durch die Saatenfelder ziehn;

Wenn die Lerchen jubelnd steigen,
Durch's Gesträuch die Biene schwirrt,
Wenn auf grünbelaubten Zweigen
Tief im Wald die Taube girrt:

O wie flög' ich dann so gerne —
Hätt' ich Flügel — mit dir fort;
Mit dir in die blaue Ferne,
Weit hinaus, von Ort zu Ort!

Ueber Länder, über Meere,
Wollt' ich fröhlich mit dir ziehn;
Ohne Brücke, ohne Fähre,
Durch die blauen Lüfte hin.

Tief in kühler Wälder Schatten
Ruht' ich endlich mit dir aus,
Baute dir auf grünen Matten
Von Gezweig ein stilles Haus.

Wo in eines Bergsee's Wellen
Haus an Haus der Biber baut;
Wo der Hirsch in silberhellen
Klaren Fluten sich beschaut.

Wo im goldnen Abendstimmer
Nur der Schwan die Flut durchwallt;
Wo des Jägers Büchse nimmer
Durch die Einsamkeit erschallt.

Wo der Wind mit leisem Wehen
Hoher Ulmen Zweige wiegt;
Auf den Wassern, auf den Höhen
Stille nur und Frieden liegt.

Dahin möcht ich mit dir eilen,
Möchte dort in fernem Land
Mit dir wohnen, mit dir weilen,
Ungefucht und ungekannt.

Don des Lebens Lärm und Schwüle
Nicht belastet und getrübt;
Frei in freier Wälder Kühle,
Einsam liebend und geliebt.



Auf der Heide.

Die Winde rauschen, kein Sternlein wackert
Ich reite und reite stumm durch die Nacht.

Kein Licht durchschimmert das Nebelmeer,
Gar dunkel und öde ist's rings umher.

In den Birken und Föhren, den Weg entlang,
Da rauscht es wie leiser Geistergesang.

Und vor mir flimmert ein matter Schein,
Als führten Elfen den nächt'gen Reihn.

Doch was mich auch leise umspinnt, umflieht,
Die Schar der Elfen, sie schreckt mich nicht.

Den einsamen Wandrer nur schreckt ihr Reihn,
Und ich bin nicht einsam, bin nicht allein.

Wohin ich auch ziehe durch's nächt'ge Gefild —
Mir leuchtet dein Auge so lieb und mild.



Das Vöglein.

Ich lag im grünen Walde,
Dem Abendrot umglüht;
Gar einsam war die Stelle,
Gar einsam mein Gemüt.

Still war's wie Kirchenhallen,
Wenn Sang und Orgel schweigt,
Und betend die Gemeinde
Ihr Haupt voll Andacht neigt.

Da sang vom Birkenzweige
Ein heitres Dögelein,
Es drangen seine Klänge
Mir bis in's Herz hinein.

Es sang so froh, so innig,
So hell, so sorgenlos,
Als ob nur Glück sich berge
Im grünen Waldeschoß.

„Wie, Dögelein, kannst du singen,
Da du so einsam bist;
Da nicht dein Waldesleben
Ein treues Lieb verführt?“

Da hüpfte es singend weiter,
Bis wo in Laub und Gras,
Versteckt im kleinen Neste,
Ein ander' Dögelein saß.

An seine Seite schmiegt' es
Sich traulich ins Gesträuch —
O Dögelein, glücklich' Dögelein, —
Wie bist du doch so reich!

Und leis kam mir gezogen
In's Herz ein tiefes Weh;
Leb wohl, du glücklich' Dögelein,
Du grüner Wald, ade!

Frühes Scheiden.

Wohl dem, der früh sieht scheiden,
Was nimmer ihm bestimmt;
Wenn in des Herzens Asche
Noch still ein Funke glimmt.

So lang' die Tränenquelle
Im Busen nicht versiegt,
Die Gräber zu betauen,
Darin sein Hoffen liegt.

So lang noch warm die Strahlen
Der Lebenssonne glühn
Und ihm die Gräber decken
Mit Blumen und mit Grün.



O wech' es nicht.

Nicht diesen Blick wie Frühlingssonnenschein!
Er dringt so warm, so tief ins Herz hinein;
Nicht dieser Lippen holde Zaubersprache!
Dies Lächeln nicht voll süßer Allgewalt!
O blicke ernst, o blicke stumm und kalt,
Daß nicht aufs neu' mein schlafend Herz erwache!

Es liegt gebettet unterm kühlen Schnee
Und ruht nach all' dem Glück, nach all' dem Weh;
O weck' es nicht zu neuer Lust und Reue!
Schon will es keimen unterm Sonnenstrahl;
Es kommt, gewiß! ein Spätfrost kommt einmal
Und die gelockte Blüte welkt aufs neue.

So kehrt der Schwan, der an dem fernen Strand
Ein still' Asyl, doch keine Heimat fand,
So kehrt er zu den altgewohnten Räumen.
Er fühlt den West, er sieht den Himmel blau'n,
Da muß er fort, er muß sein Nest sich bau'n
Am klaren Weiher, in den Ulmenbäumen.

Und wie er kommt, da sieht er sich allein;
Verschwunden ist der karge Sonnenschein
Und eissig schickt der Norden seine Schauer.
Da singt er leise noch sein letztes Lied,
Und wenn aufs neu' ringsum der Lenz erblüht,
Er findet ihn erstarrt an kalter Mauer.



Ein Wörtchen nur.

Ein Wörtchen möcht' ich leis dir sagen.
Ein kurzes, inhaltsschweres Wort;
Doch will's die Lippe nimmer wagen,
Klingt's auch im Herzen fort und fort.

Ich sag's den Wolken, sag's den Winden,
Ich sag's der Well' im Mühlenbach,
Und in des Waldes Buchengründen
Da flöten's Fink' und Amsel nach.

Im Tannendickicht girrt's die Taube;
Es flüstert still, geheim und leis
Der Abendwind im Birkenlaube
Das Wort, das sie, nur sie nicht weiß.

Und will's kein Laut dir leise nennen,
Und sträubt die Lippe schüchtern sich,
So mag dir dieses Lied bekennen
Das kurze Wort: Ich liebe dich!



Ein Blick — Ein Lied.

Mit tausend Armen möcht' ich dich umschlingen,
Mit tausend Armen mich in deine versenken,
Und all' mein Lieben, Hoffen, Sehnen, Denken,
Durch einen Blick in deine Seele bringen.

Ich möcht' ein Lied, ein einzig Lied dir singen,
Hinstürmend wild, gleich Adlern, wenn sie lenken
Zur Wolkenhöh' den Flug und dann sich senken
Ins Tal hinab auf windesflücht'gen Schwingen.

Den Lenz möcht' ich mit allen seinen Klängen,
Mit seinem Sturm und Flüsterlaut für dich
In dieses e i n e Lied zusammendrängen;

Daß nämlich dann durch deine Träume sich
Gleich Elfentänzen seine Laute schlängen;
Daß du nicht zweifelnd fragtest: „Liebst du mich?“



Du sahst sie nicht.

Du sahst sie nicht, die scheue Träne,
Die glühend meinem Flug' entfloß,
Da ich, mein Antlitz dir zu bergen,
Es tändelnd legt' in deinen Schoß.

Du sahst sie nicht, und nimmer sehen
Sollst du ein Leid, das du geweckt;
Daß deines Busens heil'gen Frieden
Kein Schatten einer Wolke schreckt.

Die Sonne kennt nur Licht und Leben
Und ahnt nicht, wenn sie scheidend sinkt,
Daß in des Abends dunklem Auge
Die schwere Tauesträne blinkt.



Wenn dir ein Herz geschieden.

Wenn dir ein Herz geschieden,
O daß der Liebe Weh
Auf ewig ruht' in Frieden
Im tiefen Winterschnee!

Daß dir auf ewig schliefe
Der Wald und Wiesenbach;
Daß dir kein Vogel rief
Verklung'ne Lieder mach!

Denn wenn sie wieder keimen,
Die Blüten allzumal,
Und wenn mit Liebesträumen
Der Frühling zieht durchs Tal:

Dann keimen auch und sprossen
Dein Sehnen und dein Leid,
Die Tränen, die geflossen,
Vergessen und verstreut.

Und küßt der Lenz verstoßen
Die junge Ros' im Mai,
Dann stehn die Nachtsiolen
Derlorner Liebe dabei.



Ein Schifflin sah ich ziehen.

Ein Schifflin sah ich ziehen
Auf weiter, weiter See;
Ein Sternlein sah ich glühen
In dunkler Himmelshöh.

Der Stern, er hat alleine
Des Schiffes Lauf bewacht.
Er hat's mit seinem Scheine
Geleitet durch die Nacht. —

Die Welle singt am Strande
Ihr altes Schlummerlied;
Das Schifflin liegt im Sande,
Der Stern hat ausgeglüht.



Vernahmst du's nie.

Vernahmst du's niemals — — wenn der Harmonien
Gewalt'ger Strom sich in dein Ohr ergoß,
Dampf rollend wie des Gießbachs wild' Gewässer,
Das jählings niedersürzt vom Bergeshang;
Anschwellend wie die stolze Meereswoge,
Die um das sturmerprobte Felsenriff,
Das einsam starrt im weiten Ozeane,
Anstürmend ihren Schaum zum Himmel sprüht;

Dann rauschend, wie im dunkeln Fichtenwalde
Der Nachtwind rauscht, geheimnisvoll und bang;
Und wieder flüsternd wie die Sommerbrise,
Wenn klar die Welle und der Himmel blau,
Wenn unten tief des Meeres Wunder blicken
Und der Delphin des Schiffes Kiel umspielt;
Wie Frühlingsabendwind, der duftbeladen
Herüber von Havannah's Küsten zieht; —
Und wenn du, hoch und höher dann getragen
Dem Wogenschwall, die Welt um dich vergißt,
Dein Auge irrt durch zauberhafte Auen,
Das Herz dir schwillt in ungetrübter Luft — —
Dernahmst du's nie — daß plötzlich dann ein Weh,
Unnennbar tief, den Busen dir durchzog?
Nachklingend in der Seele tiefstem Grunde,
Wie wenn das Heimweh eines Lebens sich
Gedrängt in eine flüchtige Sekunde.
Ein Heimweh, ja! — Du warst in den Gefilden,
Dem wunderfamen Heimatland des Klangs;
Und weit entfernt, mit ihrem Staub und Wehe
Vergessen, lag die Erde unter dir.
Schon wähtest du, es sei dem Sterblichen
Auf's neu' vergönnt, auf Edens Flur zu wandeln,
Da riß der Wolkenflor und in der Tiefe
Erblicktest du das Land voll Schweiß und Müh',
Dir winkend aus den lichtern, schönern Auen,
Und wie ein Trennungsweh kam's über dich.
So zuckte wohl — wenn von dem Diestelfelde
Der ersten Menschen Blick sich sehrend hob,

Hinirrend, wo in weiter weiter Ferne
Der Cherub stand vor ihres Edens Tor —
Ein Heimatschmerz durch ihres Herzens Tiefen,
Mit der Erinnerung des entschwund'nen Glücks.



Der Wanderer.

1.

Es hallt in den Eichen des Windes Gebraus,
Es säuselt der Zephyr im Grase: hinaus!
Hinüber, hinaus in die Ferne!
Das Echo, verborgen im Felsen, hallt's nach,
Es murmelt's die Quelle, es flüstert's der Bach —
Wie folg' ich so willig, so gerne!

Gefattelt mein Roß und mein Bündel geschnürt,
Den Hut mir mit grünendem Zweige geziert
Zur Ferne nun weiter und weiter!
Noch dampfet dort unten das freundliche Tal,
Fern glühen die Berge in sonnigem Strahl,
Sie laden, sie rufen den Reiter.

Die Hoffnung, die Hoffnung, sie zeigt mir den Weg,
Sie wölbt mir die Brücke, sie baut mir den Steg,
Sie leitet die sehnenen Blicke.
Sing, Döglein im Walde, dem Wanderer ein Lied

Von allem, was fröhlich im Herzen ihm glüht,
O sing' ihm von Lieb' und von Glücke!

2.

Dem Hügel schau ich in's Tal hinab,
Wo einst meine Wiege stand;
Durchzogen hab' ich am Wanderstab
Manch fernes, fernes Land.
Am Nord=Cap hört' ich die Möve schrein,
Die gold'ne Traube pflückt' ich am Rhein —
O Heimat, du riefst dein Kind!

Ich blickt' in des Aetna's Flammenglut
Und schlief unter Palmen ein;
Gebadet hab' ich in Persiens Flut,
Gekostet am Cap den Wein.
Am Ebro horcht' ich der Laute Schall,
Auf Alpenhöhen der Büchse Knall —
O Heimat, du riefst dein Kind!

Jetzt seh' ich sie wieder, die einst ich verließ
Im blühenden, duftenden Mai;
Kalt über die Fluren der Herbstwind blies
Und der Lenz und die Luft sind vorbei.
Kein Döglein trillert dem Wandrer mehr,
Die Schwalben sind fort und die Felder sind leer —
O Heimat, was soll dein Kind!



Eine Herbstrose.

Zartes Sinnbild all' der Frühlingswonnen,
All' der Lust und Liebe, die verronnen,
Als der Mai mit seinen Blüten schwand:
Sinnend hängt mein Aug' an deinem Glanze,
Schöne Trümmer aus dem heitern Kranze,
Den der Lenz in seine Locken wand.

Sie entflohn, die flüchtigen Sekunden,
Und der duft'ge Strauß, den sie gewunden,
Sank, entblättert durch der Stürme Mut.
Du nun rufst mit deiner Pracht dem Blicke
Jene goldne Maienzeit zurücke,
Jene Zeit voll Duft und Farbenglut.

So auch fliehn die blütenreichen Jahre
Unrer Jugend, jene sonnenklare
Zeit, wo frisch des Lebens Becher schäumt;
Herbstlich rauscht es schon im falben Laube,
Blätter fallen, und dem Reif zum Raube
Welkt das Grün, das unsern Pfad umsäumt.

Lächelt dann auf dürren Lebenswegen
Hold wie du ein Blümchen uns entgegen,
Mit des Lenzes Farben angetan,
Rötet sich auf's neu' die härt'ge Wange,
Stoßen wir bei alter Lieder Klange
Auf die Lust entschmünder Jugend an.

Neujahrsgruß.

Verhallend ziehn die letzten Wogen
Des alten Jahrs ins Meer der Zeit,
Und scheidend wölbt's den Friedensbogen
Still über deinem Glück und Leid.
Ob dir's genah't mit vollen Händen,
Ob's dich beglückt, ob's dich vergaß —
In Frieden mög's den Lauf vollenden,
Dem Scheidenden ein volles Glas!

Die Hand aufs Herz; — in seinem Schoße
Wuchs dir kein Dornenfeld allein;
Es barg der Liebe duft'ge Rose,
Der Freundschaft lichten Edelstein.
Es hat in mancher Lebensstunde,
Still im Vorüberziehn vielleicht,
Aus seines Füllhorns tiefem Grunde
Dir lächelnd einen Strauß gereicht.

Drum, was vergangen — laß es schlafen!
Dein Steuer faß' mit kräft'gem Griff!
Denn wieder treibt aus stillem Hafen
Der Strom der Zeit dein Lebensschiff.
Die Flagge hoch, den Blick in's Weite!
Und „Dormwärts!“ sei dein Lösungswort!
Bleib selbst dein Steuermann und leite
Dein Schiff zu einem sichern Port.

Und ob am Kliff die Wogen branden,
Steh fest in Flut= und Sturmgebraus,
Und winkt ein Eiland dir zu landen,
So wirf die Anker fröhlich aus.
Ob hell dein Pfad, ob er umnachtet,
Trag Sorge, daß dein Schifflin kehrt
Zum Heimatstrande, reich befrachtet
Mit Gütern, die des Strebens wert. —

Die Stunde schlägt — stoßt ab vom Strande!
Ein Glas noch allen nah und fern,
Die dir vereint der Liebe Bande,
Und dann vertrau' dich deinem Stern.
Dein Arm sei fest, dein Auge helle
Und über dir der Himmel klar;
Und günstig sei dir Wind und Welle —
Glückauf zur Fahrt im Neuenjahr!



Allein.

Willst ohne Zeugen du, willst du allein
Mit einem einzigen Gedanken sein,
Sei's Glück, sei's Hoffnung oder Gram — so meide
Den Wald vor allem und die stille Heide.
Dort äfft das Echo dich; es summt der Bach
Dir deine Worte, deine Lieder nach.
Den Namen, den du halb geflüstert hast,

Den plärrt der Rabe schon vom dürren Ast,
Und was du kaum der eignen Brust vertraut,
Das pfeift im Busch die Drossel keck und laut.
Da flüstert dir die Birke zart und leis,
Daß sie um alle deine Träume weiß,
Und jeder Blume lachendes Gesicht
Derrät: du wahrtest dein Geheimnis nicht.
Doch, birgt in deinem Busen sich ein Leid,
Gehegt, gehätschelt erst seit kurzer Zeit,
Dann traust du nimmer dem geschwäh'gen Wald
Und suchst der Heide stillen Aufenthalt.
Wie einsam, öd' und leblos liegt sie da,
Gehüllt in's braune Kleid der Erika,
Dem bleichen Mondlicht träumerisch umflossen!
Hier stören dich nicht lärmende Genossen;
Hier kannst du frei dein Inneres entfalten
Und mit dem eignen Herzen Zwiesprach halten.
Doch kaum begonnen, tanzen nah und ferne,
Gleich Bildern aus der magischen Laterne,
Gestalten, die du längst zur Ruh gebracht,
Ein Koboldschwarm gespenstisch durch die Nacht.
Du siehst sie in der Tannen dunklem Grün
Am Waldessaume, wo die Nebel ziehn.
Sie nahen, kommen, schleichen still und scheu;
Wie Sennerrosse jagen sie vorbei;
Sie werden unterm Mondesstrahle wach
Und ziehn durch Heid' und Busch dem Glühwurm nach,
Und im Wachholderstrauch und in den Föhren
Kannst du sie leis und heimlich flüstern hören.

Dergebens treibst und scheuchst du sie; — o nein!
Nicht Wald und Heide lassen dich allein.
Mit deinem Herzen voll und heiß
Tritt in der Menschen bunten Kreis;
Wo dich umsummen rings umher
Nur Worte, Worte, schal und leer;
Wo bei der Freude ungestümen Klängen
Sich weinerhitze Festgenossen drängen.
Auf lautem Markt, bei Geigen und Schalmel'n,
Da merkst du allgemach — du bist allein.
Da ziehn sich die Gedanken, die hinaus
Wie Bienen Schwärmen, fröstelnd in ihr Haus;
Und nur der eine, dem's an Raum gebricht,
Der mankt und weicht von deiner Seite nicht.
Er folgt dir im Gemühl, er drängt sich vor
Und winkt und raunt und redet dir ins Ohr.
Und einsam, wie die Barke auf den Wellen,
Ziehst du mit deinem flüsternden Gefellen.



Wo ich geliebt und glücklich war.

So wirft des Lebens hohe Welle,
Nach manchem Tag und manchem Jahr,
Noch einmal mich an diese Schwelle,
Wo ich geliebt und glücklich war.

Noch blüht wie sonst die alte Linde
Und Rosen blühen rot und weiß,
Und vor dem Fenster schwankt im Winde
Des milden Meines grünes Reis.

Noch tönt wie sonst herab vom Alte
Des Finken heitres Morgenlied, —
's ist nur dem fremdgewordenen Gaste
Der Liebesfrühling abgeblüht.

Er schwand dahin im rauhen Spiele
Des Lebens und der ernstestn Zeit,
Und anders sind des Strebens Ziele
Und seine Pfade rauh und weit.

Doch wenn nach Sonnenglut und Wetter
Das Feld sich leert, die Frucht gereift,
Dann hat die Blüten und die Blätter
Der Sturm des Lebens abgestreift.

Und dennoch segn' ich diese Stelle,
Und eh' ich scheid' auf immerdar,
Leg' ich ein Röslein auf die Schwelle,
Wo ich geliebt und glücklich war.



Herbstlied.

Mensch, aus des Kummers umdüsterter Zelle
Hebe die Blicke zu lichterem Hohn!
Morgen und Abend in sonniger Helle
Rufen: Für dich ward die Erde so schön!
Schön ist die Rose im purpurnen Kleide,
Schön ist der Lerche helljubilender Laut,
Schön ist der Morgen im Strahlengeschmeide,
Schön ist im Schmucke der Myrte die Braut!

Aber zum Herzen tief drängt sich die Frage:
Warum denn mußt du, o Rose, verblühen?
Warum denn muß uns nach sonnigem Tage
Grauvoll ein nächtliches Dunkel umziehen?
Warum denn muß uns der Herbstwind entblättern,
Was uns im Lenze das Leben erhellt?
Was wir erringen und was wir vergöttern,
Ward es geschaffen nur, daß es zerfällt?

Stille, o stille! In ewiger Bläue
Wölbt sich der Himmel voll Licht und voll Glanz;
Ueber den Wolken dort ewig aufs neue
Ziehen die Sterne im leuchtenden Tanz.
Bleibend im Wechsel und neu im Vergehen,
Zeigt sich die Liebe still schaffend dem Blick.
Wenn dir im Sturme die Blüten verwehen,
Bringen die Stürme den Frühling zurück.



Ein Friedhof.

Jedes Menschenherz hat eine Stelle,
Die mit Totenmalen übersät;
Hingeschleudert von des Lebens Welle,
Von des Lebens Stürmen hingeweht;
Eine Stelle, wo kein Mai erblüht,
Wo der Epheu sich um Gräber zieht.

Eine Stelle, wo ein Glück ihm modert,
Wo ein Hoffen, wo ein Streben ruht;
Wo ein Stern erblich, der hell gelodert,
Und ein Schiff versank mit teurem Gut;
Eine Stelle, wo aus ihrer Gruft
Dein Verweilen alte Schatten ruft.

Und gar oft, wenn rings mit ihrer Hülle
Dich umfängt die stille Mitternacht;
Wenn's da draußen und im Herzen stille,
Zieht dich's mit geheimnisvoller Macht
Zu der Stätte, wo Erinnerung reich
Sich gehängt an jeden Epheuzweig.

Und du wandelst unter den Ruinen,
— Tempeltrümmer einer schönern Zeit —
Zwischen Gräbern, sinkend unterm grünen
Trauerflore der Vergänglichkeit.
Schätze, die ein Leben reich gemacht,
Mehr wohl als dir blieben, deckt die Nacht.

Wollt dein Blick dann sinnend auf den Matten
Eines Hügels, hebt sich still und leis
Wie ein Traumbild aus der Gruft ein Schatten,
Und zum Herzen dringt dir's weh und heiß:
Diese Züge kennst du; dies Gesicht,
Halb vergessen war's, erlöschten nicht.

Grab um Grab, es öffnet sich; dein Leben
Wandelt dir, ein Schattenbild, vorbei;
Früher Tage Hoffen, Lieben, Streben,
Glück und Glauben aus des Lebens Mai.
Klänge hörst du, Lieder, längst verrauscht,
Denen einst entzückt dein Ohr gelauscht.

Und du möchtest fassen, möchtest halten,
Was dein Ohr vernimmt, dein Auge schaut; —
Diese Klänge, Lieder und Gestalten,
Deinem Herzen schon so lang vertraut;
Doch die luft'gen Schemen fliehn, und kaum
Wird dir's klar: war's Wahrheit, war's ein Traum?

Dorwärts drängt das Leben; — wirft es nieder,
Was im Sturm nicht sicher Probe hält,
Bauft du hoffend auf den Trümmern wieder
Stark und mutig eine neue Welt;
Aber lange bebt der Flügelschlag
Früher Zeiten dir im Herzen nach.



Silvesterphantasien.

Dom Turme hallt der zehnten Stunde Schlag,
Doch nicht wie sonst erlösch'n rings die Lichter;
In weiter Hall' und ärmlichem Gemach
Schart sich der Kreis der Festgenossen dichter.
Und selbst da draußen auf den dämmerhellen,
Beschnitten Straßen — sonst schon ruhig — streifen
Noch lust'ge, übermütige Gesellen,
Trotz kalter Flocken und des Nordwinds Pfeifen.

Wie gar so seltsam ist das Menschenkind!
Gern schwelgt' es ewig wohl am Lebensmahle,
Und dennoch jubelt's wenn der Sand verrinnt
Und mehr und mehr sich Becher leert und Schale.
Wie viele Tausend — heute schon vergessen —
Die jüngst noch lebensfrisch an grünen Borden
Im Lichte sich gefreut, sind unterdessen
Von dieses Jahres Flut verschlungen woran.
Was ist der Einzelne im Zeitenstrom!
Getragen eine Weile von der Welle,
Schwimmt er hinab, ein Tropfen, ein Atom,
Und wo er niedersinkt — wer kennt die Stelle!
Tief schläft er, wie im Meere die Koralle;
An seiner Stätte bleibt kein Mal, kein Wächter,
Und über ihn, in buntem Wogenschwalle,
Zieh'n andere Zeiten, andere Geschlechter.

Und doch, er lebt im Ganzen: — Jedes Sein
Baut an dem großen Dom der Menschheit weiter;

Gleich der Koralle fügt es einen Stein
Dem stolzen Werke zu, und höher, breiter,
Steigt es empor, wie in des Meeres Schoße
Das mächt'ge Riff sich höher türmt und höher;
So steigt des Geistes Bau, der riesengroße,
Durch die Jahrtausende den Wolken näher.

Ja herrlich stehst du da, o Mensch, und hehr;
Und immer höher kimmst du auf die Sprossen
Zur lichten Höh' hinan, wo mehr und mehr
Die Schöpfung liegt vor deinem Blick verschlossen.
Du forschest in der Erde tiefem Grunde,
Der Stein erzählt dir von vergangenen Zeiten,
Mit Sonnenlicht und Feuermacht im Bunde,
Weißt du der Dornwelt starre Schrift zu deuten.
Dir borgen Wetterwolke und Magnet
Geheimnisvolle Kraft; und tief am Boden
Des Weltmeers, auf den Wink des Herrschers, geht
Sie als dein Bote zu den Antipoden.
Gedanken, deinem Hirne kaum entsprossen,
Trägt um den Erdball sie mit Lichteschnelle,
Und ihnen nach jagst du auf Dampfesrossen,
Und Diener sind dir Wind und Meereswelle.

Doch nicht genug! Kühn richtest du dein Rohr
In stiller Nacht zum lichten Sternenhimmel,
Zum wirren Tanz der Welten dort empor
Und missest Bahnen, ordnest ihr Gewimmel.
Der matte Lichtstrahl baut dir eine Brücke,

Du fängst ihn auf, den Wandrer aus der Ferne;
In winz'gem Glase beut er deinem Blicke
Das Wunderbild von seinem Heimatsterne.

Und jener Nebelfleck am Firmament,
Verloren, wie es scheint, am Himmelsaume,
Er hellt und dehnt sich, löst sich auf und brennt,
Ein leuchtend Sonnenheer, im Weltenraume.
Wer weiß, ob einst nicht mit des Lichtes Strahle,
Dir Kunde wird von fernen Millionen;
Ob nicht von Stern zu Stern einst die Signale
Hinüberziehn zu Wesen andrer Zonen. —
Wardst du, der Erd entsproßne, nicht zu groß?
Durstst du die Schranken zu durchbrechen wagen,
Die hemmend zwischen diesem Erdenkloß
Und höhern Welten, höhern Wesen lagen?
Bricht nun nicht bald vielleicht in Flut und Flammen
Der Erdenball — zu klein, dir zu genügen —
Gleich wie des Falters Hülle sinkt zusammen,
Wenn er mit stolzen Flügeln ihr entstiegen?

Nein; — groß bist du, o Mensch, und dennoch klein!
Und lange wirst du wohl, du magst dich trösten,
Als Mensch dich noch der schönen Erde freun;
Denn vor viel tausend Rätseln, ungelösten,
Weichst du zurück, der stolze Herr der Erde,
Mit deiner Macht und deinem Forschensdrange;
Daß nicht zum Gott der Sohn des Staubes werde,
Hemmt ihn ein Stäubchen auf dem Siegesgange.

Des Weltbau's Zellen und Atomen geht
Er nach bis zu den frühesten der Tage;
Da vor dem erstgeschaffnen Sandkorn steht
Er ratlos still, wie er auch forsch' und frage.
Wohin er suchend auch die Blicke wende —
Des Allerheiligsten verborgne Schwelle,
Das ist der dunkle Anfang und das Ende:
Der Schöpfung Zweck und ihre erste Zelle. —
Das Jahr vorbei! Ein neuer Meilenstein!
Er mahnt zu neuem Wirken und Genießen.
Euch, Weggenossen, diesen Becher Wein!
Mög' reichlich Euch der Born des Segens fließen!
Dem Herzen einen Sonnenblick des Glückes,
Dem Rüst'gen reges Schaffen, Ruh dem Müden,
Dem dunklen Geiste Klarheit seines Blickes,
Den Herrschern Weisheit und den Völkern Frieden!



Die Weberin.

Am Webstuhl sitzt bei Tag und Nacht
Ein Weib, das eifrig wirkt und macht;
Ein graues Weib, der Flachs am Rocken
Ist weicher nicht als Ihre Locken;
Doch unermüdlich her und hin
Bewegt ihr Schiff die Weberin.
An ihrem Webstuhl Tausend stehn
Und Tausend kommen, Tausend gehn;

Sie stehn und harren voll Verlangen
Das Heißersehnte zu empfangen;
Doch was sie wirkt und was sie schafft,
Gar seltsam ist's und launenhaft.

Dort naht ein rosig' Mägdelein:
„O webe mir das Brautbett fein!
Und webe mir zur schönsten Feier
Das Hochzeitskleid, den Blondenschleier!“
Das Schiffllein fliegt; der Alten Hand
Reicht ihr — der Nonne Bußgewand.

Das helle Aug' voll Heiterkeit
Kommt hier ein Bub im Bettlerkleid;
Und unbekümmert um ihr Malten,
Spielt lachend er am Stuhl der Alten.
Und eh' der Stunde Sand verrinnt,
Im Purpur steht das Bettlerkind.

Der Webstuhl knarrt, die Spindel rollt,
Und Fäden, bald von Seid' und Gold,
Bald hart und rauh, siehst du entgleiten
Der dürren Hand nach allen Seiten;
Und fertig ist im schnellen Flug
Der Goldsack und das Hungertuch.

Für des Erobrers blut'ge Bahn
Wirkt sie die stolze Siegesfah'n';
Und eine andre legt am Ende

Sie still in der Bedrückten Hände,
Und deckt der Munden Schmerz und Brand
Mit kühlem, heilendem Verband. —

Die Zeit, sie ist die Weberin,
Und winkt sie dir, tritt zu ihr hin
Mit festem Mut und frischen Sinnen
Und merke still auf ihr Beginnen;
Und sei bereit, wenn sie dir beut
Ein Goldgewand, ein Totenkleid.



Zwei Wanderer.

Auf brauner Heide, dem Heermeg nah,
Lag still und friedlich ein Kirchhof da,
In schattigen Eschen und Linden.
Die Aker blühte; der wilde Wein,
Er zog sich rot um das graue Gestein
Mit rankendem Epheu und Winden.

Und durch der Mauer weit offnes Tor
Zog ernst und düster ein Leichenchor,
Ein Priester voran im Talare;
Auf seinen Spaten sich lehnend stand
Der Totengräber am Grabesrand,
Mit Gleichmut erwartend die Bahre.

Und zu der Träger gemeinem Gang
In langgehaltenen Akkorden klang
Der Chor, der getragene, volle:
Begrabt den Leib, der zur Erde ward!“
Und zwischen den Strophen gar dumpf und hart
Und schaurig erdröhnte die Scholle.

Da horch! wie schmetternd mit einem Mal
Durchklingt den düsteren Grabchoral
Des Posthorns verlockende Weise.
Ein Lied voll Wanderlust frisch und hell;
Und es neigt sich heraus ein roßger Gefell —
Du Wandrer, viel Glück dir zur Reise!

Ein Wandrer hier und ein Wandrer dort!
Wie der zog dieser in's Leben fort,
Mit der Hoffnung Rossen am Wagen.
In schwankendem Fuhrwerk, bergauf, bergab,
Bald laufenden Laufes, bald träg im Trab,
Ward rastlos der Wandrer getragen.

Die Liebe, die Ehre, das Gold, der Wahn,
Sie lenkten die Rosse auf wechselnder Bahn
Und stießen in's Horn, daß es schallte;
Bis nah das Ziel ihm, noch eh' er's gedacht,
Da bliß sein Stück, das letzte, ihm sacht
Der Schwager, der finstere kalte.

Ein Wandrer dort und ein Wandrer hier!
Der suchte, und dieser — er fand Quartier,
Sein letztes, hier unter dem Rasen.

Er zog unter Klang in sein stilles Haus;
Der Andre, er zieht in die Welt hinaus
Mit des Pothorns lustigem Blasen.



Gruß an Freiligeath.

(Bei seinem Besuch in Detmold im Juli 1869.)

Wohl manchen langen Tag voll Sonnenglut
Durchs Sandmeer zieht der Wanderer der Wüste
Im mut'gem Ringen um das Dasein oft
Sein höchstes Gut, das Leben selber, wagend
An seines Dromedares teure Last,
Den reichen Schatz von Stoffen, Gold und Perlen.
In hartem Kampf mit feindlichen Gewalten,
Mit Sonne, Sturm und mit des Durstes Pein,
Dereinsamt in der schrankenlosen Oede,
Ersehnt der mut'ge Wanderer dann und wann
Zu kurzer Rast sich eine Ruhestätte,
Und lenkt seitab des müden Reitlers Schritt
Zur dattelreichen, grünenden Oase.

Gelagert an der kühlen Quelle, hört
Er über sich die Palmenwipfel rauschen,
Wie sie ihm rauschten, wenn der Mutter Schoß
Ihn unter ihrem Schatten eingewiegt.
Wenn er als Knabe spielte mit dem Bogen

Und mit dem Speer. Und der geschwäh'ge Quell
Erzählt ihm Märchen aus vergangenen Tagen
Und singt ihm Wiegenlieder, oft gehört,
Wenn er von Vaterhaus und Kindheit träumte.
Und neu gestärkt am frühen Morgen zieht
Der Wanderer wieder rüstig seiner Straße,
Mit frischer Seele seinem Ziele zu.

So auch nach langer Irrfahrt auf den Bahnen
Des wechselvollen Lebens, setzt den Fuß
Noch einmal auf des Vaterhauses Schwelle,
Zu kurzer Rast, der heimische Poet.
Ihm ward die Palme in der Wüste Sande,
Und aus den lichten Perlen, die er hob
Aus Meerestiefen und dem dunkeln Grunde
Der Menschenseele, ward ein Diadem,
Das sich helleuchtend wand um seine Stirne.
Und dennoch zog ein stilles Sehnen ihn,
Noch einmal auf der Flur, die ihn geboren,
Der Kindheit Klänge zu erlauschen, die
Dernehmlich durch der Winde und der Bäche
Und durch der Buchenwälder Rauschen ziehn.
Sei uns gegrüßt auf deiner Heimatflur!
Die Berge rings in ihrem Sommerkleide,
Die einst herab auf deine Wiege sahn,
Die grünen Wälder, die sie einst umrauschten,
Die Wiesen und die Bäche, all bekannt,
Sie rufen dir mit uns ein froh: Willkommen!

Bilder aus dem Teutoburger Walde.

Die Heimat.

Wie schön bist du, geliebtes Heimatland!
Natur hat dich geschmückt mit reicher Hand.
Die Bäume stehn von goldnen Früchten schwer,
Auf grünen Weiden graßt der Rinder Heer,
Des ems'gen Schnitters wartend und der Mahd
Im Sommerwinde mogt die goldne Saat,
Die Buche rauscht auf deinen Bergeshöhn —
Wie bist du, Heimatland, so lachend schön!

Auf deinen Halden schwärmt, des Sturms Genosß,
Mit schnellem Huf das wilde Sennerroß,
Der sand'gen Steppe und des Waldes Kind,
So frei, so stolz, und flüchtig wie der Wind.
Und hoch vom Bergeshang im Abendstrahl
Blickt still der Hirsch hinab ins Waldestal,
Das, zugedeckt von Bergeschatten tief,
Zur Ruhe schon die Waldgenossen rief.

Durch deine Buchenwälder kühl und grün
Hör' ich geheimnißvoll die Sage ziehn;

Sie flüstert in den Wipfeln, schlingt sich grau
Um des Cheruskurfürsten Denkmalsbau;
Lels summend aus den Tagen seines Ruhms
Die Wiegenlieder deutschen Heldentums;
Von Ahnen spricht sie, wie die Eichen fest,
Von alter Treue, die nicht wankt und läßt.

Von deiner Berge wald'gen Kuppen blickt
Des Wandrers Aug' bezaubert und entzückt;
Ein reicher Garten rings, wohin er schaut,
Dem lichten Sommerhimmel überblaut;
Auf sonn'gen Höhen, in stiller Täler Hut,
Umschlingelt von der Bäche Silberflut,
Blickt Dorf an Dorf, und durch Gebirg und Tal
Zieht Ihrer Sonntagsglocken Widerhall.

Ein lieblich Kind, mit Jugendreiz geschmückt,
Aus dessen Aug' der blaue Himmel blickt;
Dem unbewußt des jungen Lenzes Pracht
Von heitrer Stirn und Mund und Wange lacht;
Das, goldnen Flittertand begehend nicht,
Sich Wiesenblumen in die Locken flicht:
So — einfach schön im Schmucke der Natur —
So stehst du vor mir, traute Helmatflur.



Hartbören.

Da droben auf waldigen Höhen
Da steht ein einsames Haus,
Die blinkenden Fenster, sie sehen
Zum schweigenden Hochwald aus.

Da hämmert der Specht und im Walde
Tönt schrill des Habichts Geschrei;
Da hüpfet auf der sonnigen Halde
Das Spielende Reh vorbei.

Und Hirsche und Kofse, sie schweifen
Dahin auf grünendem Plan
Und lauschen des Herbstwindes Pfeifen
Auf einsamer Waldesbahn.

Wie braust gleich Novembersturms Dröhnen
Im herbstillch schweigenden Wald
Der Hirsche kampflustiges „Tönen“,
Das drunten im Tal verhallt.

Ihr Kofse, ihr Hirsche, ihr Rehe,
Du stille Waldeinsamkeit,
Wie wird mir in eurer Nähe,
Das Herz doch so weit, so weit!



Am Hangstein.

Eine Welt zu meinen Füßen,
Eine Welt im Lenzesgrün!
Hell und silberblinkend ziehn
Bäche durch die blum'gen Wiesen.
Eine Welt zu meinen Füßen,
Eine Welt im Lenzesgrün!

Eine Welt in lichten Höhen,
Eine Welt voll Majestät!
Sommerwolken, lichtumweht,
Herden gleich am Himmel gehen.
Eine Welt in lichten Höhen,
Eine Welt voll Majestät!

Eine Welt in meinem Herzen,
Lenzesgrün und ätherklar!
Und auf ihrem Festaltar
Flammen tausend Opferkerzen.
Eine Welt in meinem Herzen,
Lenzesgrün und ätherklar!



Am Donoper Teiche.

Es schlummert die Welle, die Erle schweigt,
Kein Lufthauch, der flüsternd die Halme neigt;

Die Fichten träumen im Mondenlicht.
Der Wald im Schlafe — er regt sich nicht.
Es deckt ihn — ein Flortuch von seltner Pracht —
Der duftige Nebel der Frühlingsnacht;
Und still seinen Schlummer bewachend stehn
Gleich schweigenden Wächtern die fernen Höhn.

Er schläft — doch auf Wasser und Busch und Baum
Liegt ausgegossen ein heitrer Traum,
Ein Lächeln, als hätt' ihm der Traum entdeckt,
Was unter dem Mantel der Nacht versteckt.

Er hört wohl ertönen mit Silberklang
Der Maiglöckchen Läuten das Tal entlang;
Es regt sich, geweckt von dem süßen Schall,
In den schlummernden Kelchen der Blumen all'.

Die Nymphen erwachen, die Elfen ziehn
Im Tau sich badend durchs Waldesgrün
Und ordnen zum Spiele, zum Tanz die Reihn,
Und der Glühwurm leuchtet mit hellem Schein.

Es flimmert im Teich und im Schilf und Moos,
Und wunderbar klingt es im Waldeschoß;
Es läutet im Tal und es summt und rauscht,
Und der Wald — er schlummert und träumt und lauscht.



Am Donoper Teiche.

Hier, wo auf moosigen Matten
Spielen des Buchenlaubs Schatten
Sitz ich allein,
Mich in Dergangnes versenkend,
Freudiger Stunden gedenkend,
Im Abendschein.

Hoch an den schweigenden Fichten,
Tief in den Fluten, den lichten,
Schimmert es mild.
Wenn ich hernieder dann schaue,
Zeigt mir der Spiegel, der blaue,
Lächelnd dein Bild.

Und durch des Sommerwinds Säufeln,
Wenn sich die Wellen dort kräufeln,
Tönt mir ein Klang,
Steigt es herauf aus der Tiefe,
Lockend, als ob es mich riefte,
Wie Feengesang.



Der Waldbach.

1.

Umdunkelt von kühlenden Schatten,
Tief tief in des Waldes Grün,

Zieht lautlos auf moosigen Matten
Ein Bächlein versteckt dahin.
Des dämmernden Waldes verschwiegenes Kind,
Wie leis und wie ernst es hernieder rinnt,
Als wollt' es geheim entfliehn.

In flüsternden Birken verborgen,
Dies Plätzchen, wie still und traut!
Hier wird nur am sonnigen Morgen
Das schüchterne Döglein laut.
Nur still und verstohlen ein Lichtstrahl fällt
Durch dämmernder Zweige gewölbtes Zelt
Aufs duftende Heidekraut.

Hier haben mich liebend umfassen
Zwei Arme so warm und weich;
Zwei Augen, zwei Lippen, zwei Wangen,
Sie glühten mir all' zugleich.
's war ringsum so still, und was Liebe getauscht,
Das hat nur der schweigende Bach erlauscht;
Das Döglein es schlief im Gezweig.

2.

Wie eilet mit flüsterndem Riesel'n
Der Bach hier dem Tale zu,
Dahin über blinkenden Riesel'n,
Als hätt' er nicht Rast noch Ruh
Er murmelt und flüstert geheim im Fliehn,
Die Blumen, sie neigen sich über ihn
Und hören dem Schwäher zu.

Und wie sie so heimlich ihm nicken
Und dann wieder lauschend stehn!
Und wie sie mit lächelnden Blicken
Mir schelmisch in's Auge sehn!
Mir sagen's die Blumen, mir sagt's der Quell:
Geplaudert, verraten hat der Gefell,
Was er nur allein gesehn.



Auf der Halde.

Am Walde, da drüben, wo Hindin und Reh
Dem dämmernden Dickicht entsteigen;
Wo schweigende Tannen mit düsterem Grün
Und rauschende Buchen die Heide umziehen,
Da sahn wir die Sonne sich neigen.
Gar still war's im Walde, gar still auf der Heid',
Es sang nur da drüben die melkende Maid.

So hell, wie der Lerche melodische Brust
Die jubelnden Töne entsendet,
So klangen hinaus durch der Herde Geläut,
Sich hebend, sich senkend, die Lieder der Maid,
Aufs neue, wenn kaum sie geendet.
Die Tannen und Buchen in träumender Ruh,
Sie hörten dem singenden Mägdelein zu.

Dem Walde, der Herde, der einsamen Flur,
Sich selber nur sang sie die Lieder;
Und schüchtern und leise, verborgen im Wald,
Wenn eben der letzte der Töne verhallt,
Gab neckend das Echo ihn wieder.
O glücklich der Sänger, der so wie die Maid
Genügsam des eigenen Liedes sich freut!

Wohl lang' auf der Halde, die mählig verblich,
Noch standen und lauschten wir beide;
Dann mit uns zu Tale — ich hör' es noch heut—
Zog leiser und leiser das Trällern der Maid,
Als käm's von den Elfen der Heide.
Du fröhliche Unschuld, im Walde versteckt,
Wer hat dir das Rätsel des Lebens entdeckt?



Die Senne.

Hier ist der Ort, die alte Stätte,
Wo auf der Heide dürrem Sand
Dor langer Zeit mein Wiegenbette
Im engen Vaterhause stand.
Das Vaterhaus! — von dieser Stelle
Längst schwand es in der Jahre Lauf,
Und gastlich nimmt die fremde Schwelle,
Das fremde Dach, den Wanderer auf.

Auf dieser Flur, so öd' und stille,
Sang, als der lange Winter schied,
Die Heidelerche und die Grille
Dem Knaben einst das Wiegenlied.
Ich mein', ich müßt' ihn heut noch hören,
Den Nachtwind in den Wipfeln hoch,
Wie durch die Birken und die Föhren
Er wunderfölsam rauschend zog.

Es klang, es sang wie leises Klagen,
Daß sie noch lag, wenn rings die Au
Sich schmückte in den Maientagen,
Im Alltagskleide, Grau in Grau;
Daß sie, gemieden und vergessen,
Das blöde Stiefkind der Natur,
Im Winkel stand, wenn unterdessen
So bräutlich lachten Wies' und Flur.

Da wob, als längst der Mai verglühte
Der Sommer ihr das Hochzeitskleid,
Flocht ihr ins Haar die Heideblüte,
Und schön in ihrer Dürftigkeit,
Der Armut Kind im schlichten Kleide
Bestrickt sie dich, du weißt nicht, wie.
Das ist die Poesie der Heide,
Der stillen Senne Poesie. —

Es raucht kein Schlot auf dieser Fläche,
Hier schimmert nicht der Oefen Licht;

Es frohnen Dampf und Mühlenbäche
Und laute Hammerwerke nicht.
Hier frohnt der Mensch mit seinem Arme,
Dem Frührot bis der Abend graut,
Schier unermüdlieh, gleich dem Schwarme
Der Bienen hier im Heidekraut.

Fern von der Straße, die der volle,
Der breite Strom des Lebens rollt,
Hängt er an seiner dürren Scholle
Und nimmt gelassen, was sie zollt:
Des Feldes karg gemessne Gaben,
Den Bienenfleiß der Sommerzeit;
Zufrieden, wenn gefüllt die Waben
Und wenn die Knollenfrucht gedeiht. —

Schon früh in meiner Kindheit Tagen
Hat mich von hier mein Lebenslos
— Ich dank es ihm! — hinweggetragen
In reichgeschmückter Fluren Schoß;
Wo mit den fruchtbeladnen Auen
Sich mischen Wald und Wiefengrün;
Wo Herden läuten, Berge blauen
Und silberhelle Bäche ziehn.

Da trank ich an dem frischen Borne
Der vielbewegten Gegenwart
Und nahm, was in gefülltem Horne
Mir Lieb' und Leben aufgespart.

Die neue Zeit mit mächt'gen Schwingen,
 Dem Großen, was sie angestrebt,
 Hab' ich gesehn in ihrem Ringen
 Und mitgeföhlt und mitgelebt:

Und dennoch — mitten in der Fülle
 Des Lebens oft und der Natur,
 Zieht's wie ein Heimweh mich zur Stille,
 Zum Frieden dieser Heideflur.
 So kreist die Schwalbe ums Gemäuer,
 Wenn heimwärts sie vom reichern Süd
 Zum alten Nest an alter Scheuer
 Am sonn'gen Frühlingstage zieht.



Arbeiterinnen der Senne.

Im kurzen Linnenkleide,
 Das Haar zerzault vom Wind,
 Irrt barfuß durch die Heide
 Der Senne braunes Kind.

Halb los die blonden Flechten
 Und Stirn und Arme bloß,
 Den Korb in seiner Rechten —
 Ein echter Heidesproß!

Indeß die dunklen Föhren
Der Morgenwind durchstreift,
Sucht's emsiglich die Beeren,
Die der August gereift.

Die Beeren am Gelträuche,
Nicht für der Mutter Tisch;
Für Städter und für Reiche,
So ladend rot und frisch.

Und an derselben Stelle
Da sammelt auch zugleich
Das Bienlein, sein Gefelle,
Im blühenden Gelträuch

Den Blütenstaub, den schweren,
Den süßen Honigseim;
Doch gleich des Mägdleins Beeren,
Nicht für das eigne Heim.

So ziehen sie von hinnen,
Ob lang der Tag und heiß,
Die beiden Sammlerinnen,
Mit unverdroßnem Fleiß.

Rings glänzt im Blütenprangen
Die Senne weit und breit;
Braun wie des Mädchens Wangen
Ihr prächtig Sommerkleid.

Glühn dann im Abendlichte,
Bewegt von keinem Hauch,
Die schlanke Birk' und Fichte
Und der Wachholderstrauch:

Dann heimwärts mit den Gaben
Der Heide ziehn beschwert,
Das Bienlein zu den Waben,
Das Mägdelein zum Herd.



Im Sturm auf der Grotenburg.

Seit hier vor manchem Jahr und Tag
Ein Felsenstück, ein mächt'ges graues,
Geformt durch schwerer Hämmer Schlag,
Der Grundstein wurde dieses Baues —
Steht hier verborgen Tag und Nacht
Held Hermanns Schatten auf der Wacht,
Zu sehen, wie ein neu Geschlecht
Den alten Zeiten wird gerecht.

Von diesen Höhen in die Runde
Nach Nord und Süden wollt' er schaun,
Zu sehen, ob Germaniens Gau'n
Dereinen sich zu einem Bunde;
Ob mit der Stämme Einheit wohl
Zur Wahrheit werde ihr Symbol.

Er harrt und harrt; — des Turmes Quadern
Sind längst bemoost, die Arbeit ruht;
Hier wie am Werk der Einheit hadern
Die Bauherrn mit erhitztem Blut.

Da wird's dem alten Helden kraus,
Wie Jahr und Jahr umsonst verrinnen:
„Beim Teut, ich halt's nicht länger aus!
Was hier noch tun, was hier beginnen?
Wie dies Geschlecht doch, ohne Kraft,
Die Worte macht und wenig schafft!
Es täte not, die alten Recken
Aus meinen Tagen aufzuwecken.
Hier feiern, wie im deutschen Reich,
Gesell' und Meister all' zugleich.

Nur dort, wie just mein Blick ihn trifft,
Steht einer noch auf hoher Warte;
In seiner Rechten ruht der Stift
Und seine Linke hält die Karte.
Auf diesen eisenharten Zügen,
Auf dieser Stirne scheint die Last,
Von Jahren ohne Ruh und Rast,
Von Nächten ohne Schlaf zu liegen.
Sein Haupt wird kahl, sein Auge müd,
Eh er sein Werk vollendet sieht.

Und in der Esse still und kalt,
Das schwarze Schurzfell um die Lenden,

Steht eine andere Gestalt,
Den Hammer lässig in den Händen,
Und ruft, im Auge Zorn und Schmerz:
„O gebt mir Kohlen, gebt mir Erz,
Für euch mein Bauwerk zu vollenden!“
Grau ward der Mann, sein Turm ward grau,
Doch halb erst steht der stolze Bau.

Ich wüßte Besseres zu tun,
Als Schildwach stehn auf diesen Höhen;
Die Händ' im Schoße hier zu ruhn
Und schier vor Langweil zu vergehen —
Wenn dieser Bau nicht, unbewacht,
Zusammenstürzt in nächster Nacht.
Wenn alles schläft, nun — schlaf auch du!“
Er gähnt und schließt die Augen zu.

Husch, husch! Lebendig wird der Berg.
Am Kreuzweg und am Hünenringe
Versammeln Nixe sich und Zwerg,
Beratend, scheint es, wicht'ge Dinge.
Aus dunkler Bergkluft steigt ein Hauf
Gespenst'gen Dolks den Berg hinauf —
Waldmänner luft'ger Art und Frauen,
Wie Hex' und Kobold anzuschauen.
Es schleichen hier, es streichen dort
Gar wundersam geformte Tröpfe;
Zusammen stecken sie die Köpfe
Und flüstern, zischeln fort und fort:

„Er schläft, er schläft; nun schnell zum Sturm
Heran auf den verhaßten Turm!
Vielleicht mit dem Symbol zugleich
Fällt auch das halberbaute Reich.“

Entsendet auf dem Nebelstreif
Wird dann der Kobold und der Greif,
Von seinem Horst auf flücht'gen Sohlen
Zum Kampf den Sturmwind herzuholen.
Der säumt nicht lang'; mit wilder Wucht
Schon bricht er durch die Dörenschlucht
Und brausend treibt er vor sich her
Ein Nebel- und ein Wolkenheer.
Der Senne Staub in Wirbelsäulen
Bezeichnet des Verheerers Bahn;
Die Bergwand bebt, die Schluchten heulen,
Die Eiche stürzt bei seinem Nahn,
Wie wenn getroffen vom Gewitter,
Hoch aufwärts wirbeln ihre Splitter.
Und so, mit mächtiger Gewalt,
An Hermanns graue Warte prallt
Der Mütende mit den Genossen,
Den Regenschauern und den Schloßen.
Wie das Gemäuer dumpf erdröhnt!
Und gellend durch der Stämme Krachen
Ertönt's wie der Dämonen Lachen,
Wenn rings der Herbstwald ächzt und stöhnt.
Mild schnaubt und scheut das Sennerroß,
Es bricht der Hirsch vom Winnefeld los

Und stürmt in Rudeln ohne Zahl
Den Berg hinab ins Heidental.
Und lauter hallt vom Bergesgrat,
Dem Hangstein und vom Reuterpfad,
Don Tal und Höh Geheul und Klang —
Das ist des Sturmwind's Schlachtgesang.

Der alte Held ist aufgemacht,
Hoch steht er auf des Turmes Spitze;
Es zucken durch die Wolkennacht
Des hoch erhobnen Schwertes Blitze,
Und machtlos prallen von der Fläche
Des Schldes Sturm und Regenbäche.
Und lächelnd winkt er der Walkyre,
Der Schlachtgenossin alter Zeit,
Und tausend fliegt sie, kampfbereit,
Bewehrt mit Speer und mit Geschöß
Zu ihm auf ihrem Wolkenroß,
Herbei zum luff'gen Schlachttourniere.

Und schon verhallt des Kampfes Stimme,
Dort glüht ein Streif wie Sonnengold,
Und dumpf nur in der Ferne grollt
Das Wetter mit verhalt'nem Grimme.

Da weckt mich plötzlich mein Genöß
Dicht neben mir mit kräft'gem Stoß:
„Du stehst noch hier und siehst die Bäume,
Den Himmel und die Wolken an,

Seit einer halben Stunde? Mann,
Ich glaube gar, du sinnst auf Reime.
Ist das ein Sturm — der Teufel hole!
Ich rette Nas' und Ohren kaum.
„Komm! unten in geheiztem Raum
Erwartet längst uns schon die BOWLE.“



Die beiden Veteranen.

1867.

Zwei Buchen stehn auf hoher Bergeshalde,
Zwei wetterharte, tröchtige Gestalten;
Die Stamm' ergraut, bemoost der Rinde Falten,
Doch ungebeugt vom Alter, vollbelaubt,
Sehn sie hinab vom Teutoburger Walde
Ins stille Tal mit stolz getragnem Haupt.
Auf ihren starren, regungslosen Felsen,
Den blißbedrohten, knorrig und zerzaust,
Mag nur der kühne Weih und Habicht nesten.
Auf ihnen wiegt sich nicht die Drossel, schallt
Kein Lied der Nachtigall; die hält das warme
Tiefgrüne Tal dort, wo der Bergbach wallt.
Sie strecken sich wie droh'nde Riesenarme
Mit festgeballter, kampfbereiter Faust
Dem Sturm entgegen, der heran von Westen
Durchs Sennetal und über's Winnfeld brauft.

Und wie sie einsam droben auf der kalten
Weitschau'nden Bergeskuppe stehn, gemahnen
Sie an zwei alte graue Deteranen,
Die an geweihter Stätte Wache halten;
Und zieht der Herbstwind leise durch die Blätter,
Dann ist's als flüsterten die beiden Alten
Von grauer Zeit, von Kämpfen unsrer Ahnen
Für Herd und Freiheit und die alten Götter;
Von ihren Festen, ihren Waldesthronen,
Gefallen mit den tausendjähr'gen Eichen;
Von Roma's Siegeszügen und den Leichen
Der jählings hingemähten Legionen.
Um Hünenring und Gräber schwebt die Sage
Und wühlt im Moose der Vergessenheit,
Den Schleier lüftend längst vergangner Tage.

Hier unter dieser mächt'gen Buchen Kronen
Umfängt erquicklich dich nach dem Gemühle
Der Gegenwart die Waldeseinsamkeit
Mit ihrer Ruh und ihrer Bergeskühle.
Dort unten sauft und brauft das Rad der Zeit;
In hast'gem, ewig ruhelosem Spiele
Greift lenkend, ordnend, ihre Hand ins milde
Gewirr der Fäden; schafft, vernichtet kalt
Des eignen Wirkens wechselnde Gebilde.
Und zu des Spulrads ew'gem Summen schallt
Ihr Sang in alten, oft gehörten Mässen;
Die Schlummerlieder nun, mit wiegend leisen,
Einförmigen Klängen und wie Sturmwind bald,

Wie Schlachtfanfaren und wie Siegeslieder,
Und wie sie spinnt und singt und summt, zerfällt
Der alte Bau mit Pfeiler, Turm und Bogen,
Zerfällt in Trümmer eine morsche Welt
Und mit ihr stürzen Thron und Szepter nieder;
Und über die gesunkne Herrlichkeit
Und ihre Trümmer wälzen sich die Wogen,
Die dunklen Fluten der Dergessenheit.

Und weiter spinnt und singt und summt die Zeit —
Und rastlos unterm Rollen ihrer Spindeln
Beginnt's zu formen sich und zu gestalten;
Es hebt die neue Zeit sich aus den Windeln
Und Großes keimt aus dem versunkenen Alten.
Der Blick wird weit und weiter die Gedanken,
Es fallen alte Mauern, alte Schranken
Und alte Grenzen schwinden von der Karte. —
Ob wohl die beiden Wächter auf den Höhen,
Ausschauend weit von ihrer luft'gen Warte,
Am Himmelsrand die leuchtende Standarte,
Das Morgenrot von Deutschlands Größe sehn?



Die Hünenkapelle.

Zerstreute Trümmer, band- und mörtellos,
Gesunkne Pfeiler, eingefallne Bogen,

Ummuchert von Gestrüpp, von Heid' und Moos
Vielleicht seit tausend Jahren überzogen;
Rings um des Berges sturmgepeitschten Grat
Die überwachsen steinerbauten Mälle,
In ihrem Kreise diese Trümmerfaat,
Genannt die Hünenkirche, die Kapelle.

Fern des Cheruskers Bild am dunklen Teut,
Um dessen Gipfel sonn'ge Lichter schwanken,
Verklärend ihn, so scheint's von Zeit zu Zeit,
Gleich wie des Weisen Stirne die Gedanken: —
Hier weht's wie Odem alter Zeit, fürwahr,
Wie das Geflüster langentschwundner Tage,
Doch das Verborgne macht's nicht offenbar,
Hier schweigt der Stein und stumm ist selbst die Sage.

Ob einst mit dem Gebraus des Abendwinds
Sich einte hier des Kriegeshorns Geschmetter,
Wenn auf dem Plan die Scharen Mittekinds
Um Sieg anriefen ihre heim'schen Götter?
Ob hier am ersten christlichen Altar
Der Dankeshymnus scholl siegreicher Franken,
Nachdem der Sachsen Reihen, Schar um Schar,
Im Kampf für ihren Herd und Glauben sanken?

Ob einst in dem zerbröckelten Gestein,
Tief sinnend über dunklen Zeichen hockend,
Ein Klausner lebte, mit dem Heil'genschein
Die Gläub'gen durch den Sand der Senne lockend?

Grau liegt der Schleier der Vergessenheit
Auf diesem Steingetrümmer, auf den Gräften,
Die in der braunen Heide rings verstreut,
Und keine Hand vermocht' es, ihn zu lüften. —

Dem Tal herüber tönt der Glocke Klang;
Ich seh' im Geiste gläub'ge Scharen ziehen
Den Berg hinan in andachtsvollem Drang
Und still auf dem geweihten Boden knien.
Ob Heid', ob Christ — kein Mächter weist zurück
Den Wandrer von dieses Betraums Schwelle.
Die Glocke schweigt, ein letzter Sonnenblick,
Und wie ein Amen haucht's durch die Kapelle.

Westfälische Bilder und Sagen.

Der Irrwisch.

Rings graue Heide und Moor und Sumpf,
Nicht goldne Saaten auf dieser Flur;
Gebrochener Föhren bemoosten Stumpf
Umsprossen die Bins' und das Heidekraut nur.
Zerfallene Hütten, ein ärmlich Dorf —
Die Biene ernährt's und der braune Torf.

Geht heimmwärts abends ein Mütterlein,
Dann steht sie wohl still am Moor,
Denn drüben huscht mit dem bläulichen Schein
Der Irrwisch durch Schilf und Rohr;
Bald hüben, bald drüben in zitternder Hast,
Was sucht er im Moore, der ruhlose Gast?

Ein irrender Geist ist's — mit bübischer Hand
Die Habe der Waisen einst hat er gekürzt,
In dunkler Stunde den Grenzstein entwandt
Und hat ihn in's Schweigende Moor gestürzt,
Und wie er gesunken tief auf den Grund,
Derließ den Fredler die Ruh zur Stund'.

Dem Kirchhof, wo einsam die Fichte steht,
Schwebt's nächtlich heran mit dem bläulichen Schein;
Der Geist Ist's, der in der Irre geht,
Er schwebt überm Moor und sucht den Stein.
Er sucht und sucht mit dem eigenen Licht
Den Stein und die Ruh — er findet sie nicht.

Die Heide ist stille, der Nachtwind schweigt,
Im Föhrenwipfel der Kauz nur schreit,
Das Moor wird dunkler, der Nebel steigt,
Dem Mütterlein graut's in der Einsamkeit;
Sie schlägt ein Kreuz und murmelt dazu:
„Gott gebe der armen Seele Ruh!“



Die Unfenglocke.

Am Osterabend wie lau die Luft!
Die Knospe hebt sich am Erlenzweig,
Wo die Drossel sich wiegt und der Frühling ruft,
Und die Wasserrose nickt still im Teich.
Die singende Dirne — was hemmt ihren Gang?
Derstummt und lauscht auf der Unke Klang.

Es sitzt am Grunde die Schneeweisse Maid
Und harret des Geliebten jahrein, jahraus,
Sie träumt von ihm in der Winterzeit,

Tief unter dem Eise und Sturmgebraus,
Bis die Frühlingssonne dringt ins Gemach
Mit der Amsel Ruf und dem Finkenschlag.

Bis der Waldmeister sproßt und den nächtlichen Reihn
Auf der Halde, noch kahl und braun,
Der lustige Elfe im Mondenschein
Beginnt mit dem Abendgraun.
Er steht wohl und lauscht, wenn im knospenden Wald
So schaurig und traurig die Glocke schallt.
Der Sommerwald rauscht — sein Grün wird matt,
Bald hat es der Herbst mit Reif bestreut;
Von der Wasserrose fällt Blatt auf Blatt,
Doch drunten noch läutet und harrt die Maid.
So läutet und harrt sie Jahrein, jahraus,
Im Lenz und im Sommer — der Liebste bleibt aus.

Lau weht's am Teiche, es äßt das Reh
Am Wiesenfleck unter dem Erlenbaum;
Der Winter vergangen, geschmolzen der Schnee,
Es zieht durch den Wald wie ein Frühlingstraum;
Hell schmettert der Finke sein Lied vom Zweig,
Nur die Dirne sitzt traurig und lauscht am Teich.



Vorboten.

Der Heidebauer lehnt gemach
An des Gehöftes Fichtenzaun;
Braun ragt sein niedres Halmendach
Und rings die Heide tot und braun.
Der Spätherbstabend, grau und kalt,
Zieht übers Teutgebirg herein;
Es dunkelt, durch der Türe Spalt
Nur blickt des Herdes Feuerschein.

Des Landmanns Auge hängt in West
Fern an der Heide dunklem Rand,
Wo abgestorbner Tannen Rest
Bedeckt des Hünensteines Wand.
Er prüft den Wind, der Krähen Flug,
Ob wohl der Winter auf dem Pfad —
Sieh da! welch' wunderfamer Zug,
Der drüben von der Bergschlucht naht.

Doran mit Räden und mit Roß
Hoch in der Luft ein mildes Heer
Das sattel=, zaum= und zügellos
In Sturmeseile braust daher.
Ein Wagen dann; vier Rappen ziehn
Ihn blitzschnell durch den Nebelstreif;
Wie Kohlen Aug' und Nüster glühn,
Ein wallend Feuer Mäh'n' und Schwef.

Und in den Lüften hallt und gellt
Es südwärts hin, die Heid' entlang,
Wie wenn die Meute heult und bellt
Beim Jagdhalloh und Hörnerklang.
Der Habicht fliegt von seinem Horst
Die Eul' entflieht mit leisem Flug,
Es duckt das Wild sich tief im Forst,
Bis still die Heid' und fern der Zug.

Der Bauer lauscht, die Luft ist rein,
Fern knarrt der Fuchs nur dann und wann.
Er zündet dann mit Stahl und Stein
Die ausgegangne Pfeife an;
„Ich dacht's! Der Sommer fährt vorbei,
Sankt Martin wird der Winter mach;
Wir bringen morgen noch die Streu
Und Kraut und Rüben unter Dach.“



Der Heidemann.

Da liegt sie im Kranze von Blättergrün
Mit weißen Rosen und Rosmarin,
Sie selbst eine weiße Rose,
Eine Knospe noch halb, an der ein Blatt
Die Frühlingssonne entfaltet hat,
Das lugt aus dem grünen Moose.

Noch gestern ging wie ein Reh so leicht
Sie über die Heide, vom Nebel feucht,
Nicht achtend des Föhrenwalds Brausen;
Wild fegte der Wind über Heid' und Moor,
Es klang wie ein Fächzen, ein Stöhnen dem Ohr,
Und jäh überkam sie ein Grausen.

Sie spähte durch's Dunkel, den Weg entlang,
Da über die Heide mit hast'gem Gang,
Wer näht ihr und tritt ihr zur Seite
Gehüllt in den Mantel, den Hut im Gesicht?
Das zitternde Mädchen erkennt ihn nicht
Und duldet verstummt sein Geleite.

Dann schlingt er um sie den gewaltigen Arm
Und hüllt in den Mantel sie weich und warm
Und streichelt die glühenden Wangen;
Gar seltsam wohl wird es dem Mägdelein,
Doch denkt sie: „Es wird ja der Liebste sein!“
Und schmiegt sich an ihn ohne Bangen.

So schreiten sie weiter im Sturmgebraus,
Da blinkt ein Fenster, da ist ihr Haus,
Und still geht des Mädchens Begleiter.
Er drückt einen Kuß auf den Mund der Maid,
Sie flüstert: „Gut Nacht, es ist Schlafenszeit!“
Und ohne Gruß wandert er weiter.

Und drinnen erzählt sie, wie's ihre Art,
Der alternden Pfleg'rin die nächtliche Fahrt,

Die faltet die Händ' ungelesen
Und murmelt für sich: „O du heilger Christ,
Erbarm dich, der Heidemann hat sie geküßt,
Nun ist es um sie geschehen!“



Die Lilie von Corvei.

Das war ein herrlich Leben
Im Kloster zu Corvei!
Mit gastlichem Portale
Noch steht im Mesertale
Die stattliche Abtei.
Selt tausend Jahren auf den Strom
Blickt sie und auf der Berge Dom.

Hier sank die Irmenfüule
Einst vor des Kreuzes Macht
Und Sachsens Krieger sanken
Hin vor dem Gott der Franken
Nach manch' verlorn'ner Schlacht
Wo einst das Kriegeshorn erklang,
Scholl dann der Mönche Chorgesang.

Und Kaiser, Fürsten, Ritter,
Mohl zogen durch's Portal;
Es schmausten in der Halle

Beim lust'gen Becherschalle
Der Gäste große Zahl,
Bei Hirsch und Eber, feist und braun,
Beim Wein aus Frankreichs sonn'gen Au'n.

Und ihre Boten zogen
Gen Süden und gen Nord,
Dem Heldenvolk voll Sünden
Das große Wort zu künden,
Des neuen Gottes Wort.
Zu Cieflands Küsten, Rügens Strand,
Hat sie Apostel ausgesandt.

Und mit des Epheus Ranken
Ziehn Sagen grau und alt
Ums düstere Gemäuer,
Sie lagern sich am Melher
Ziehn durch den Mesermald;
Don einst'ger Tage Herrlichkeit,
Don Wundern in vergang'ner Zeit.

Wohl manche Welle rollte
Im Meserstrom vorbei,
Seit sie in ihrem Glanze
Hing an dem eh'rnen Kranze,
Der Lilla von Corbel.
Sie war so lieblich anzuschau'n
Und weckte doch geheimes Graun.

Denn war dem Klosterbruder
Sein Lebensende nah,
Dann war's daß er die Blume
Unfern im Heiligtume
Als Todesboten sah.
Ging er zur Mette morgens früh,
In seinem Stuhle fand er sie.

Marcward von Spiegel, weh dir,
Daß solches Los dir fiel!
Dein junges Herz, noch offen
Der Weltlust, durfte hoffen
Noch ird'ischer Freuden viel.
Bereite Dich! es ist vorbei;
Da liegt die Lilie von Corvei.

„So früh schon soll ich scheiden
Von Glück und Sonnenschein?
O heil'ger Ditus, wende
Das Blatt und laß mein Ende
Noch ferne, ferne sein!
Ruf ihn, der lebensmüd und alt,
O ruf den Bruder Deribald!“

Die Lilie zitternd legt er
Auf seines Nachbars Bank,
Und Deribald, mit Grauen
Muß er den Boten schauen —
Entsetzt und todeskrank

Sinkt er dahin; nun ruht er matt
Im Fieber auf der Lagerstatt.

Im wachen Traume hört er
Der Sterbeglocke Klang;
Er hört die Totenhöre,
Ave und Miserere,
So feierlich und bang.
Dann schweigt der Chor; der Glocke Ton —
Er dünkt sich ein Gestorbner schon.

Und als nach wenig Tagen
Dem Lager er erstand,
Da fragt' er: „welchen haben
Die Brüder sie begraben?
Mir ward sie doch gefandt.
Marcward von Spiegel? wunderbar!
's ist ein Mirakel offenbar.“

Wie andre Menschenkinder
Entschliefen seit der Zeit
Die hell'gen Klosterbrüder;
Kein Zeichen mahnte wieder
Dor'm Ende: sei bereit!
Selt jenem Tag aus der Abtei
Verschwand die Lilie von Corbel.



Der Geisterseher.

Dom Birkenwalle weit umsäumt,
Wie still der Heidhof liegt und träumt!
Das Haus mit seinen grünen Planken,
Wo wilder Wein und Epheu ranken,
Hollunder und Syringen blühn,
Ruht halbversteckt im Lindengrün.
Es wob die laue Maiennacht
Um Busch und Baum den Schleier sacht;
Dom Apfelbaum am Schlafgemach
Tönt hell der Nachtigallenschlag;
Behende wie ein Elfenkind
Fährt durchs Gezweig der Frühlingswind
Und mit des Flieders Blütenreis
Pocht neckend er ans Fenster leis,
Durch das die Maienabendluft
Ins Kämmerlein den Tau und Duft
Von Blatt und Blüte lind und kühl
Weht um des Lagers weichen Pfühl.
Des vollen Mondes Silberschein
Fällt durchs Gezweig vom wilden Wehn,
Umspielend dort dem Schläferpaar
Im Brautgemache Stirn und Haar.
Auf blütenweißem Lager ruht
Ein junges Weib wie Milch und Blut.
Raum über diese frischen Wangen
Sind zwanzig Sommer hingegangen.
Des Haares Wellen, braun und licht,

Umfließen Brust und Wange dicht;
Den vollen Mund, geschlossen kaum,
Umspielt es wie ein froher Traum.
Erst heute ward die junge Braut
Dem düstern Schläfer angetraut,
Auf dessen Antlitz ernst und fahl,
Unheimlich ruht der kalte Strahl.

Dem hat die Wange früh vielleicht
Ein finsternes Geschick gebleicht.
In seinen Jünglingstagen schon
Hatt' er, der düstern Heide Sohn,
Ein stiller, träumerischer Knabe,
Des doppelten Gesichtes Gabe.
Es trieb ihn, wenn auf Heid und Hag
Des Dollmonds bleicher Schimmer lag,
Von seiner Lagerstatt, mit Graun
Den nah'nden Leichenzug zu schaun,
Wie er mit feierlichem Gang
Den Saum der Heide zog entlang.
Dann mit dem Auge des Propheten
Sah er den Horizont sich röten,
Sah nach dem Wetterstrahle jach
Sich Flammen wälzen übers Dach
Und wie in funkensprühnder Glüt
Versank des Nachbars Hab und Gut.

Und wortlos, still, in Haus und Feld
Hat er sein Tagewerk bestellt;

Wohlt lohnt' es Jahr um Jahr ihm reicher,
Doch bleich ward seine Wang' und bleicher,
Denn schon am Feierabend dacht'
Er an das nah'nde Grau'n der Nacht.
So ist die Jugend ihm verflossen,
Fern Spiel und Tanz, fern den Genossen,
Bis daß zuletzt wie Sonnenstrahl
Die Liebe sich ins Herz ihm stahl.
Kein Jüngling mehr — in reifern Jahren
Erst sollt er ihre Macht erfahren;
Doch wie des Sonnenlichtes Fülle
Durchbricht des Morgens Nebelhülle
Und weckt die Blumen auf der Au,
Dem Nachtwind starr und kalt vom Tau,
So wird's ihm licht, so keimt's ihm neu,
Als ob im Herzen Frühling sei.
Von seiner Brust entweicht der Alp,
Erlöst dünkt er sich halb und halb,
Und hoffend pilgert er zum Rhein,
Kniet vor der Jungfrau heil'gen Schrein
Im Kirchlein dort, und hat geweiht
Drei Kerzen ihr auf ew'ge Zeit,
Und reiche Gabe, goldne Spende
Gelegt in ihrer Diener Hände.
Durch Ihren Segen dann gefest,
Hat er sein junges Lieb gefest.

Dem Kirchturm fern, grau überdacht,
Ertönt der Ruf der Mitternacht

Und schreckt, wenn gleich gedämpft und matt,
Den Schläfer von der Lagerstatt.
Als ob er ferne Stimmen höre,
Entgeistert starrt sein Blick ins Leere.
Dem Haus' enteilt er schnell und lacht,
Gezogen wie von finst'rer Macht,
Und schrill begleitet seinen Schritt
Des Käuzchens Ruf: „Komm mit! Komm mit!“
Dem Gartentor dann zieht's den Mann
Zur Schreinerwerkstatt nebenan.
All' Abend dort hängt Reih' an Reih'
Des scharfen Werkzeugs mancherlei
Geordnet an gebräunter Wand,
Bis früh des Meisters fleiß'ge Hand
Mit frischer Kraft für Weib und Kind
Aufs neu' das Tagewerk beginnt.
Hielt ihn so spät die Arbeit wach?
Woher denn hier der Hämmer Schlag?
Woher zur mitternächt'ger Zeit
Der Werkstatt laute Tätigkeit?
Im weiten Raum, vom Mondlicht hell
Schafft weder Meister noch Gesell,
Und dennoch wie am Schnürchen geht
Gar wunderfetsam das Gerät.
Wie wühlt die Säge dort, die blanke,
Sich durch die zähe Fichtenplanke!
Geformt sind schnell vom scharfen Beile
Drei große und zwei kleine Teile;
Dann wirft des Hobels scharfer Zahn

Dom rauhen Brette Spahn um Spahn
Und aneinander nach und nach
Fügt sie des Hammers munterer Schlag;
Mit schwarzer Farbe fährt in Hast
Darüber hin der feuchte Quast
Und blinkend auf der dunkeln Latte
Liegt des Beschlages Silberplatte. —
Still, ohne Regung sieht der Mann
Das wunderfame Treiben an;
Sieht starren Aug's, die Wange fahl,
Auf das Gehäuse, lang und schmal.
Auf dem Gestell steht's fertig nun
Und Hammer, Beil und Säge ruhn.
Da deckt Gewölk des Mondes Bahn,
Hell auf dem Heidhof kräht der Hahn.
Verschwunden ist das nächt'ge Graun
Und schweigend lehnt am Gartenzaun
Der bleiche Mann, und weich und lind
Zieht durch sein Haar der Frühlingswind.

Nach sieben Malentagen haben
Sie ihm sein junges Weib begraben.



Die Teufelssteine.

Auf halbem Wege zur Kirche saß
Der Bauer Märten im kühlen Gras.

'ne melte Strecke trug er daher
Sein Bäuchlein, wohl hundert Pfunde schwer.
Die Julisonne brannte heiß
Und von der Stirne rann ihm der Schweiß.
Gern blieb' er heim, doch der Herr Pastor
Hält ihm dann hart die Sünde vor.
Nun war's ihm grämlich heut' zu Sinn
Und zornig brummt er vor sich hin:
„Mein' Seel' verschrieb ich dem Teufel schier,
Baut' er vor Tag mir ein Kirchlein hier.“
Es war wohl eben nicht ernst gemeint,
Doch rufe keiner den bösen Feind!
Kaum war es heraus, da stand auch schon
Der Teufel vor ihm in eigner Person:
„'s gilt Bauer! Du sollst Dein Kirchlein sehn,
Eh' morgen vor Tage die Hähne krähn.“
Dem Märten fährt es durch Mark und Bein,
Denn sieh! da liegt schon der erste Stein.
Doch denkt er dann: das hat noch Zeit,
Die Nacht ist kurz und der Weg ist weit,
Er holt sie fern vom Hünenring
Und ziemlich schwer ist solch ein Ding.
Doch weh! die Steine häufen sich
Und Märten wird's gar wunderlich.
Er fühlt bei jedem neuen Stein
Schon mehr und mehr die Höllepein,
Es wächst und steigt der Bau mit Macht
Und weit ist's noch bis Mitternacht.
Er spitzt das Ohr — rings alles still;

Ist denn kein Hahn, der krähen will?
Da raunt's ihm zu: „Jetzt, Bäuerlein,
Hol' ich mir noch den letzten Stein.“
Dem Märten läuft's wie Eis und Schnee
Dem Scheitel nieder bis zur Zeh;
Er fühlt, es schlottern ihm die Knie —
Da ruft es laut: Kikeriki!
Und horch! aus Nachbar Steffens Haus
Tönt hell ein Hahnenruf hinaus.
Antwortend schallt es da und hie
Von jedem Hof: Kikeriki!
Der Teufel kommt mit seinem Stein,
Da hört er rings die Hähne schrein,
Und wirft ihn aus den Lüften hoch
Vor Märten's Tür — da liegt er noch.

Reben und Ranken.

Die Perlen.

1.

Es sah an dem murmelnden Bache
Ein weinendes Mägdelein;
Es fiel in die schimmernde Welle
Manch schimmernde Träne hinein.

Geh, sprach sie zum eilenden Bache,
Geh, trag sie durchs weite Meer
Und trag sie zum fernen Geliebten
Und frag ihn: o kommst du nicht mehr?

Und schläft er in fremder Erde,
So tränke auf seinem Grab
Das Gras und die Blumen der Decke
Mit den Tränen, die ich dir gab.

Und der Bach, er trug sie zum Strome
Und tat ihm die Worte kund,
Und der Strom, er trug sie zum Meere
Und senkte sie tief auf den Grund.

Und still auf des Meeres Grunde
Da sog sie die Muschel ein
Und wandelt' in Perlen die Tränen,
Wie Sonnenlicht hell und rein.

2.

An der Südsee schimmerndem Eiland,
Geschützt vom Korallenriff,
Da wiegt sich auf bläulichen Wellen
Ein stolz bewimpeltes Schiff.

Die schäumende Brandung umschlinget
Die Insel mit silbernem Band;
Es kränzen Bananen und Palmen
Den muschelbefä'ten Strand.

Und auf dem Verdecke am Mast
Lehnt sinnend des Schiffes Herr,
Als folgte sein Auge der Möve,
Die ostwärts zieht übers Meer.

Als dächt' er des heimischen Nordens,
Mit der Eichen und Buchen Grün,
Wo am Dache die Schwalbe nistet,
Wo die läutenden Herden ziehn;

Wo droben auf hohem Altane,
Wenn westlich die Sonne versinkt,
Auschauend mit Hoffen und Bangen,
Ein liebendes Aug' ihm winkt.

Lang' zog er durch Länder und Meere,
Es hat ihm gelächelt das Glück,
Und bald tragen Winde und Wogen
Zum heimischen Strand ihn zurück.

Rings regt sich ein wunderfam Leben
Um den Bord und des Schiffes Kiel;
Aus der Tiefe holen die Taucher
Korallen und Muscheln viel.

Mit Gold und mit ladenden Früchten
Dort stoßen die Barken vom Strand
Und tauschen die Gaben des Südens
Für Bänder und blinkenden Tand.

Da tritt zu dem Herrn dort am Maste
Ein Taucher, ein schlanker Gefell,
Und beut, auf ein Palmblatt gebreitet,
Ihm Perlen, wie Sonnenlicht hell.

Wie wird's ihm so eigen im Herzen,
Als winkt' ihm hellschimmernd und klar
Aus den Perlen, zur Heimat ihn rufend,
Ein liebendes Augenpaar.

3.

Was hallen so festlich die Glocken
In den sonnigen Morgen hinaus?

Was deutet der Kranz in den Locken?
Was kündet der Orgel Gebrauch?

Es rufen die festlichen Klänge
Ein lange getrenntes Paar,
Es geleitet die fröhliche Menge
Zwei Glückliche zum Altar.

Die Augen des Liebenden sagen,
Es leuchtet vom Antlitz ihm kühn:
Nach Ringen und Wetten und Wagen
Seh ich mir den Kampfpriis erblühn.

Im wallenden weißen Kleide
Zur Seite steht ihm die Braut,
Wie die liebliche Blume der Heide,
Dem Sommermorgen betaut.

Es schmückt sie zur herrlichsten Feier,
Derschlungen im Lockenhaar nur
— Derhüllt halb vom bräutlichen Schleier —
Eine schimmernde Perlenschnur.

Es reden die Perlen im Haare,
Es redet die Perle im Blick,
Es redet das Auge, das klare,
Don endlich errungenem Glück.



Morgen- und Abendträne.

Ein Frühgewitter rauschte durch den Wald
Und große Tropfen glänzten an den Zweigen,
Schwer hing die Wolke, dunkel noch und kalt,
Und jäh verstummt war rings der Vögel Reigen.

Da kam der Sonnenstrahl und trocknend fiel
Sein warmer Fuß auf feuchte Blätter nieder,
Es trieb der Frühlingswind sein kosend Spiel
Und wieder jubelten der Vögel Lieder.

So auch die Träne in dem jungen Aug';
Wohl quillt sie leicht, doch währt sie nimmer lange;
Sie schwindet in des Morgenwindes Hauch,
Dielleicht noch ehe sie erreicht die Wange.

Doch wenn sie kommt am Abend trüb und schwer,
Wie Tau des Herbstes bei der Sonne Neigen,
Dann trocknet sie der matte Strahl nicht mehr
Und drüber deckt die Nacht ihr starres Schmelgen.



Auf der Heid, auf der grünen Heide.

Die Mahd ist geschehen, das Tagwerk vorbei,
Es duftet der Hagdorn, es duftet das Heu
Auf der Heid', auf der grünen Heide;

Was zögert die Maid noch, zu suchen das Haus?
Sie pflückt an den Schwaden sich Blumen zum Strauß
Auf der Heid', auf der grünen Heide.

Das Mädel, es trällert dazu ein Lied,
So hell wie der Fink, wenn der Weißdorn blüht
Auf der Heid', auf der grünen Heide;
Und drüben vom Busch, übers wallende Korn,
Klingt leis wie ein Echo des Jägers Horn
Auf der Heid', auf der grünen Heide.

Und näher ertönt es; es mischt der Klang
Des Hornes sich mit des Mägdleins Sang
Auf der Heid', auf der grünen Heide;
Herüber, hinüber so froh und frisch;
Es lauschen die Vögel im Erlengebüsch
Auf der Heid', auf der grünen Heide.



Der Sommer ist hin.

Ich sah die Sichel zu Felde ziehn,
Sie rauschte hellblinkend im Halmenmeer,
Das jüngst noch wogte im Frühlingsgrün,
Gereift nun und goldenen Kornes schwer.
Nun wieder gibt's Brot,
Dorbei die Not!

Doch klingt's durch die Lieder der Schnitterin:
Der Sommer ist hin.

Noch blüht die späte Rose am Strauch,
Doch lauscht sie der Nachtigall Sang nicht mehr;
Die Drossel im Walde, sie feiert auch,
Und die Schwalbe ist fertig — ihr Nest ist leer.
Sie rüstet zur Reif'
Und zwitschert leis:
„Ade nun! Wie gern ich auch bei Euch bin —
Der Sommer ist hin.“

Die Bergeshalde, so grau und öd,
Wo fern nur der äsende Hirsch zu schaun,
Wenn der Nachtwind über die Heide weht,
Sie kleidet sich mählich in weiches Braun.
Die Erika blüht
Und leise zieht
Es mahndem dem Wandrer durch Herz und Sinn:
Der Sommer ist hin.



Ein Novembertag.

Der Wald ist stumm, die Luft ist stille,
Der bleiche Himmel, nebelgrau,
Hängt über der gebräunten Au
Und deckt sie mit der feuchten Hülle.

Die Trauerbirke, tief verschleiert,
Blickt schweigend auf den dunklen Teich,
Und ohne Regung droben feiert
Der Vogel auf dem dürren Zweig.

Es fällt vom blätterlosen Flieder,
Wo jüngst im Mai mit hellem Klang
Der Hänfling noch sein Brautlied sang,
Ein Tropfen nach dem andern nieder,
Wie Tränen, heimlich still, vom trüben
Derhärmtten Angesicht; es scheint,
Als ob Natur um ihre Lieben,
Um den geschiednen Sommer weint.

Mir ist, als zög' ein leises Ahnen
Hin über die erstorbne Flur,
Als klopf' ans Menschenherz Natur
Mit still geheimnisvollem Mahnen,
Wie oftmals in geweihten Stunden;
Als flüsterte sie leis ihm zu:
Der Sommer ist dahingeschwunden
Und eh' er wiederkehrt — auch Du.



Ich möchte schlafen.

Ich möchte schlafen — tief im Waldesgrün,
Im kühlen Schatten moosbewachsner Buchen,

Wo drüber hin die Wandervögel ziehn
Und Hirsch und Reh die Schlummerstatt besuchen.

Wo, wenn der Märzsturm durch die Wipfel zieht,
Dem Lenz voran, mit seiner mächt'gen Weise
Sich mischt der ersten Frühlingsfänger Lied,
Das frohe Lied der Finken und der Meise.

Wo bis zum ersten Sommermorgengrau
Der Glühwurm Bett und Baldachin umleuchtet,
Wo tröpfelnd von dem Buchenblatt, der Tau
Die milden Blumen meines Lagers feuchtet.

Und schlief ich einsam und vergessen hier,
Es sollte meine tiefe Ruh nicht stören,
Das Schlummerlied allnächtlich längen mir
Die Wächter rings: Die Buchen und die Föhren.

Dielleicht, daß, wenn der Winter Schnee zerrinnt,
Wohl einer noch des Sängers Gruft gedächte,
Dielleicht, daß dann und wann ein Waldeskind
Mir einen Strauß von frischen Blumen brächte.



In der Abtei.

Breitästlig umklammert der Efeu
Die alte zerfallne Abtei,
Er lugt durch die Fenster und Fugen,
Dermundert, daß alles vorbei.

Er sieht nur im Kreuzgang die Spinne;
Die Eule hockt stumm im Gemach,
Es streitet der Spatz mit der Schwalbe
Um das Nest am verwitterten Dach.

Oft sah er beim heitern Schmause
Die Brüder und Gäste im Saal,
Es zogen der Edlen und Ritter
Mohl viele durchs goth'sche Portal.

Oft lauscht' er dem Sanktus der Messe,
Der Orgel und Litanei;
Nun singt nur das Heimchen am Herdplatz,
Verlassen und stumm die Abtei!

Nur oftmals zu Zeiten des Neumonds
Blinkt nächstens ein Fenster hell;
Es sitzt am Pult unbeweglich
Ein Schatten, ein düstrer Gesell.

Er stützt die Stirn mit der Linken —
Wer weiß, wie's im Hirne ihm brennt!
Der Schwanenkiel in der Rechten
Fliegt über das Pergament.

Der Abt ist's — es läßt ihn nicht ruhen
Bei der Kirche Hader und Streit;
Es drängt ihn nach oben, zu kämpfen
Mit dem Geiste der neuen Zeit.

Die Sturmflut, er muß sie hemmen —
Denn näher schon dringt sie heran —
Mit pergamentnen Dämmen,
Mit Hirtenbrief und mit Bann.

Ihn stört nicht zur Mitternachtsstunde
Der wachsamem Hähne Schrei;
Da braust das Dampfroß vorüber,
Ein Piff — und alles vorbei!



Still, sie kommt.

Längst verglommen
Ist der Tag;
„Wird sie kommen?“
Fragt der Schlag
Meines Herzens froh und bange.
Schritte nah mit leichtem Gange —
Still, sie kommt!

Nein, geschwunden
Ist der Klang,
Und die Stunden
Wie so lang
Bei dem Hoffen, bei dem Sehnen,
Sie dem Harrenden sich dehnen —
Still, sie kommt!

So gespannt,
Glaubt' es rauschte
Ein Gewand.

's war der Abendwind, der leise
Zog vorbei auf seiner Reise —
Still, sie kommt!

Bang und bänger
Lausche ich —
Nun nicht länger
Täuscht es mich.

Wie wenn Lenzluft mich umwehe,
Fühl' ich ahnend ihre Nähe —
Ja, sie kommt!



Bilder.

Als Kind hatt' ich im Bücherschreine
Ein Bilderbuch mit goldnem Rand,
Das nahm ich oft, wenn ich alleine
Im stillen Stübchen saß, zur Hand.
Und immer wieder ließ ich wandern,
Den Blick von einem Bild zum andern,
Und immer war mir's wieder neu.
So auch im Schrein des Herzens liegen
Der Blätter viel, darauf die Zeit
Derzeichnete mit klaren Zügen

Entflohner Stunden Freud' und Leid.
Und wenn ich still beim Lampenlichte
Im Geist bei dir, o Freundin, bin,
Dann ziehen sie wie Traumgesichte
Vor meinem innern Blick dahin.
Und freudig sah' ich stets aufs neue
Ein jedes Bild, ein jedes Blatt,
Das unvergänglich Lieb und Treue
Gemalt mit lichten Farben hat.
Ob in des Lebens heißem Treiben
Zerronnen mir manch andres Gut,
Die Bilder einst'gen Glückes bleiben
Gesichert in des Herzens Hut.



Versunken und Vergessen.

Auf des Kirchhofs grüner Linde
Singt der Hänfling wohlgemut,
Droben säuseln Frühlingswinde,
Keiner fragt, wer drunten ruht.

Neu die Gräser, neu die bunten
Frühlingsblüten ohne Zahl,
Nur die müden Schläfer unten
Weckt kein warmer Sonnenstrahl.

Unterm Moose kaum geblieben
Ist die Schrift auf kaltem Stein,
Und ihr Leben und ihr Lieben
Kennt vielleicht nur Gott allein.

Unter Tränen heiß und helle,
Feuchtend diese stille Flur,
Rollt hinweg des Lebens Welle
Und verwischt ist ihre Spur.

So auch, Herz, nach wenig Tagen
Schläfst du drüben still und gut;
Wenn geendet ist dein Schlagen,
Fragt wohl keiner, wer da ruht.



An F. Freiligrath.

Bei Ueberfendung der „Frühlingsblumen und
Herbstblätter.“

Es ist so leicht, aus vollem Born zu spenden,
Drum mag der Reiche wohl, wenn ohne Schranken
Des Himmels Gaben in den Schoß ihm sanken,
Dem Dürff'gen nahn mit übervollen Händen.

So konntest du mir deinen Reichtum senden;
Ein glänzend Füllhorn leuchtender Gedanken,
Ein weites Feld mit Früchten, Blüten, Ranken,
Llegt er vor mir in goldgefahnen Bänden.

Was aber send' ich dir als Gegengabe?
Wo du gewandelt, folgt ich deiner Spur
An des Poeten leichtem Wanderstabe.

Und reiche dir, was ich gefunden habe.
Ist's wenig gleich und ist es ärmlich nur —
Es ist ein Strauß von deiner Heimatflur.



Nicht ganz allein.

Hernieder draußen rinnt der Regen leise
Und plätschert auf des Meines Ranken sacht,
Eintönig singt der Mühlbach seine Weise
Und nicht ein Sternlein flimmert durch die Nacht,
Auf feuchten Rebenlaub am Fenster bricht
Sich hie und da nur meiner Lampe Licht.

Sonst gern alleine, fühl' ich, wie mich heute
So trüb und schwer die Einsamkeit bedrückt;
Wie hätt' ich gern ein Wesen doch zur Seite,
Das fröhlich plaudernd mir ins Auge blickt,
Das mir mit silberhellem Lachen leicht
Die trüben Schatten von der Seele scheidet.

Mein Lieb ist fern, doch nah mir ja im Bilde,
Was such' ich lange, komm aus deinem Schrein,

Mit deinem Antlitz lächelnd hold und milde,
Das Herz erleichtern kannst du nur allein.
Und hör' ich gleich die süße Stimme nicht,
Dein liebes Auge ist's, das zu mir spricht.

Ich sehe dich und tausend Bilder ziehen
An mir vorbei im heitern Sonnenschein;
Die Schatten meiner Einsamkeit entfliehen,
Ich sehe dich und bin nicht ganz allein.
Ein holdes Paar ja ist's, das bei mir blieb:
Die treue Muse und mein treues Lieb.



November.

Unheimlich finst'rer Gast — mit feuchter Hand
Hüllst du Natur ins graue Bußgewand
Ins kalte Tuch von Reif die Wiesenmatten
Den Tag rufst du zu spät, die Nacht so früh,
Du Bild der Oede, der Melancholie,
Gespenst des Sommers in des Winters Schatten.

Nicht Zeit zum Sterben ward dem falben Laub,
Erfroren hängt's, der eis'gen Nächte Raub,
Wie leichenartig an den dürr'n Zweigen.
Gern hätt's dem Lenzesnachspiel zusehen,
Wenn Kraniche ziehn und Sommerfäden wehn
Und gern gelauscht der Sänger Abschiedsreigen.

Nun peitschest du mit mildem Sturmeshauch
Den grauen Nebel über Baum und Strauch.
Hin übers Wiesental und Berggehänge
Am Föhrenbusch der Heide jagt's daher,
Wie wenn gespenstisch ein Dämonenheer
Da drüben sich im tollen Reigen schwänge.

Vernichtung rings folgt deiner Schritte Spur,
Es welkt, was grünt und blühte auf der Flur,
Berührt vom Hauche deiner kalten Lippe.
Du führst Natur der langen Winterruh,
Führst ihre Kinderchar dem Grabe zu,
In dürren Händen Stundenglas und Hippe.

Und dennoch hast du, finsterer Gefell,
Mir einen Stern gelassen, lieb und hell
Hinleuchtend durch das Nebelmeer, das trübe,
Den schönsten Stern, der auch in dunkler Nacht
Sein Licht mir spendend, meinen Pfad bewacht
Und meine Schritte lenkt — den Stern der Liebe.

Doch unter dem Totenfeld auf deinem Pfad
Hebt lebenskräftig sich die junge Saat
Und zeugt vom Pulschlag in dem Schoß der Erde
Derheißend, daß nach langer Winternacht,
Dem Lenz geküßt, ihr starres Aug' erwacht
Und wieder Licht und Leben schauen werde.



Im Traum.

Ich sah im Traume dich vor mir stehn,
Du warst so lilienbleich und schön,
Du reichtest zögernd mir die Hand
Und flüsterst leise, zum Gehen gewandt:

„Leb wohl!“ der Frühling ist nun verblüht,
Der Herbst ist da und die Schwalbe zieht;
Ich ziehe mit ihr in ein fernes Tal,
Du siehst mich heute zum letzten Mal.“

Da drückt' ich die Hand dir still und fest
Und habe die Träne zurückgepreßt;
Sie rann nach innen wie glühendes Erz
Und senkte und brannte sich tief ins Herz.

Dann sah ich dich wieder am lichten Tag,
In meiner Hand wieder die deine lag;
Wohl lauscht' ich wie sonst auf dein plaudernd Wort,
Doch im Herzen brennt es noch fort und fort.



Vorüber.

Wie einsam nun die Räume,
Wie still und stumm und leer!
Das Wort, das hier geklungen,
Klingt mir wohl nimmermehr.

Derwelkte Blumen neigen
Die Blätter müd' und schwer;
Die Hand, die sie mir pflückte,
Pflückt mir wohl keine mehr.

Und sinnend blickt mein Auge
Hernieder auf das Buch,
Darin ich gleich der Biene,
Was ich gesammelt, trug.

Was ich für dich gesammelt
An manchem sonn'gen Tag,
Und all die schönsten Stunden,
Sie werden wieder wach.

Sie werden wach, wie langsam
Ich wende Blatt um Blatt,
Das Herz und Hand einst liebend
Für dich beschrieben hat.

Noch einmal leg' ich nieder
Dir meiner Liebe Zoll;
Es ist vielleicht der letzte,
Den ich dir bringen soll.



Des Gärtners Feiertag.

Beim Jubiläum eines Lehrers.

Festelaute hör ich klingen;
Rings beim frohbelebten Mahl
Regt die Freude ihre Schwingen,
Läutet heiter der Pokal.
Was verkünden diese Klänge?
Blumen, die die Liebe brach?
Was die fröhlichen Gefänge? —
Eines Gärtners Feiertag.

Heut in seiner Freunde Scharen,
Hergeilt von nah und fern,
Ruht er, der seit fünfzig Jahren
Baut die Pflanzung seines Herrn.
Und des Greises Blicke streifen
Ueber seine Fluren weit,
Wo die Saaten blühn und reifen,
Die die fleiß'ge Hand gestreut.

Jüngling einst mit roten Wangen
Trat er mutig in die Welt;
Wirken wollt er — voll Verlangen
Sucht' er sich ein Arbeitsfeld.
Und er sah die Blumen keimen,
Sah die Bäume groß und klein
Hoffnungsreich den Pfad umsäumen —
Und er wollt ein Gärtner sein.

Rastlos und mit stillem Fleiße
Baut er seinen Acker dann,
Wie auch oftmals ihm der heiße
Tropfen in die Furche rann;
Wie auch oft beim Tagewerke
Ihn ein Sturm und Wetter traf:
Fest blieb seines Armes Stärke
Und sein Herz blieb treu und brav.

Und von oben kam der Segen;
Denn zum herrlichen Gedeihn
Gab der Himmel Tau und Regen,
Milde Luft und Sonnenschein.
Und des Gärtners Auge feuchtet
Sich im Anschau'n seiner Welt,
Licht, vom Abendrot umleuchtet,
Ihm sein goldnes Aehrenfeld.

Mandrer, die im kühlen Schatten
Seines Gartens sich gefreut;
Die am Quell auf weichen Matten
Sich erfrischten, nahen heut,
Nahn dem silberlock'gen Greise,
Drücken dankbar ihm die Hand,
Der auf langer Lebensreise
Treuer Herzen viele fand.

Mög er denn noch Jahre weiter
Seine Pflanzung grünen sehn,
Und der Abendhimmel heller
Ueber seinem Haupte stehn!
Und der Lohn, nach dem er schaute,
Der ihn nimmer wanken ließ?
In des Herzens Tiefen baute
Ihm sein Werk ein Paradies.



Das Abendgeläut in der Fremde.

Wie ist die Welt so öde,
Die Fremde, wie so kalt,
Wo nicht der Heimat Rede
Zum Ohr und Herzen hallt;
Wo eine teure Stimme nicht
Der Liebe süße Laute spricht.
Wie ist die Welt so öde,
Die Fremde wie so kalt.

Was ich gehofft, getragen,
Wer hofft und trägt's mit mir?
Mein Jauchzen und mein Klagen,
Kein Echo findet's hier.
Wohl mancher kennt mein Angesicht,
Doch Herz und Sprache kennt er nicht.
Was ich gehofft, getragen,
Wer hofft und trägt's mit mir?

Horch! Wie ein Gruß der Lieben
Klingt tröstend in mein Leid
Dem alten Kirchlein drüben
Ein abendlich Geläut.
Mit Heimatlauten spricht sein Schall,
Mein Ohr und Herz versteht sie all'!
Ein Gruß der fernen Lieben
Klingt tröstend in mein Leid.

Es spricht von schönern Stunden,
Von Glück, das längst vorbel,
Von Kränzen, die gemunden
Die Jugend und der Mai;
Von allem, was das Herz bewegt,
Worauf es hofft, wofür es schlägt.
O, daß in stillen Stunden
Mir nah das Glöcklein sei!

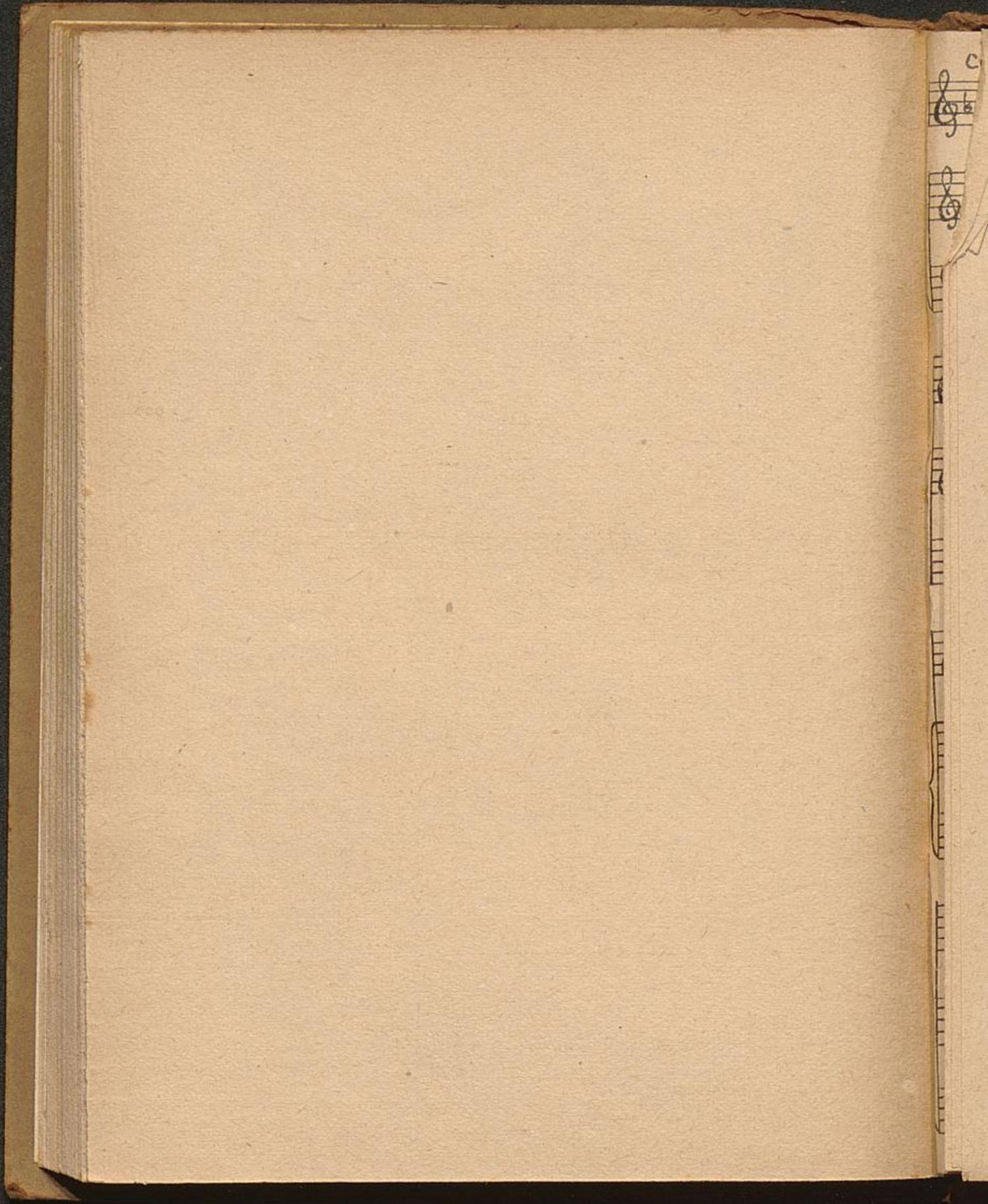


Der Abschied.

Wie in feuchten Herbstes Lüften
Sich des Schiffes Segel blähen,
Schwelgend winkt die Schar der Lieben
Dir auf Nimmerwiedersehn.
Fernhin ziehn sie mit der Möwe;
Noch ein Blick und alles leer.
Was du freudig dein einst nanntest,
Hat die Ferne, hat das Meer.

So die Jugend, so die Liebe,
So das Glück, wenn's Abschied nimmt,
Wenn's hinunter auf den Wogen
Deines Lebensstromes schwimmt.
Einst so reich, so monnumflossen,
Stehst du einsam wie im Traum,
Denn von dem, was du genossen,
Blieb dir die Erinn'ung kaum.





Con espressione

Versunken und verglüht

H. Meyer

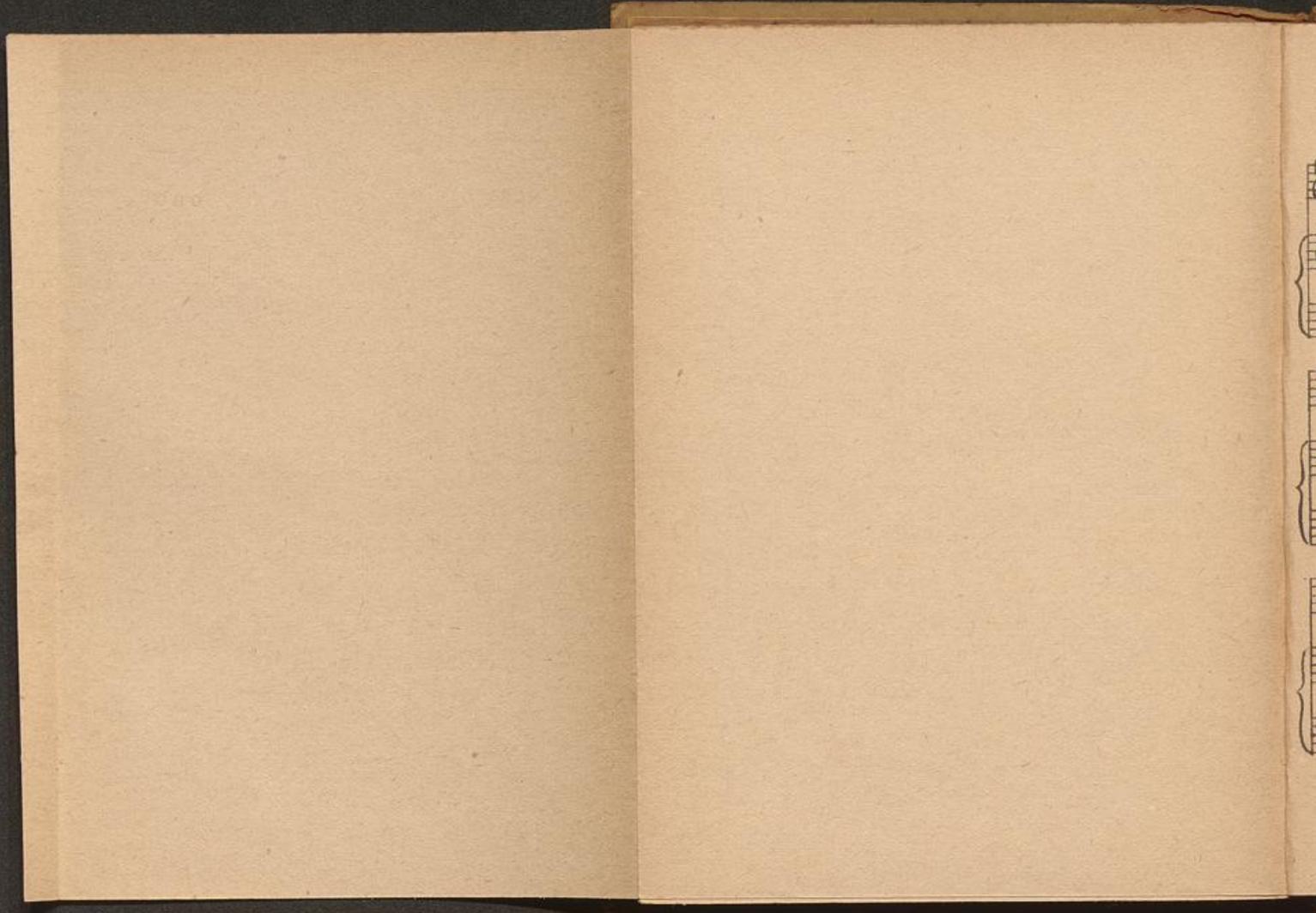
1. Ein Schiff - lein sah ich
 2. Das Stern - lein hat al -
 3. Die Wel - le singt am

zie - hert auf wei - ter wei - ter See ein
 iel ne des Schif - fes Lauf be - wacht; es

Stra - de lein al - tes Schlum - mer lied das
 Stern hats lein mit sah ich glü - hen in dunk - ler Him - mels =
 hat mit sei nem nem Schei - ne ne ge - lei tet durch die

Schiff - lein liegt im San - de der Stern hat aus - ge -
 glüht in ge dunk - ler Him - mels - höh!
 Nacht - - in ge lei tet durch die Nacht.
 glüht der Stern hat aus - ge - glüht. *ritardando*

L. Altenbernd



Das Vöglein.

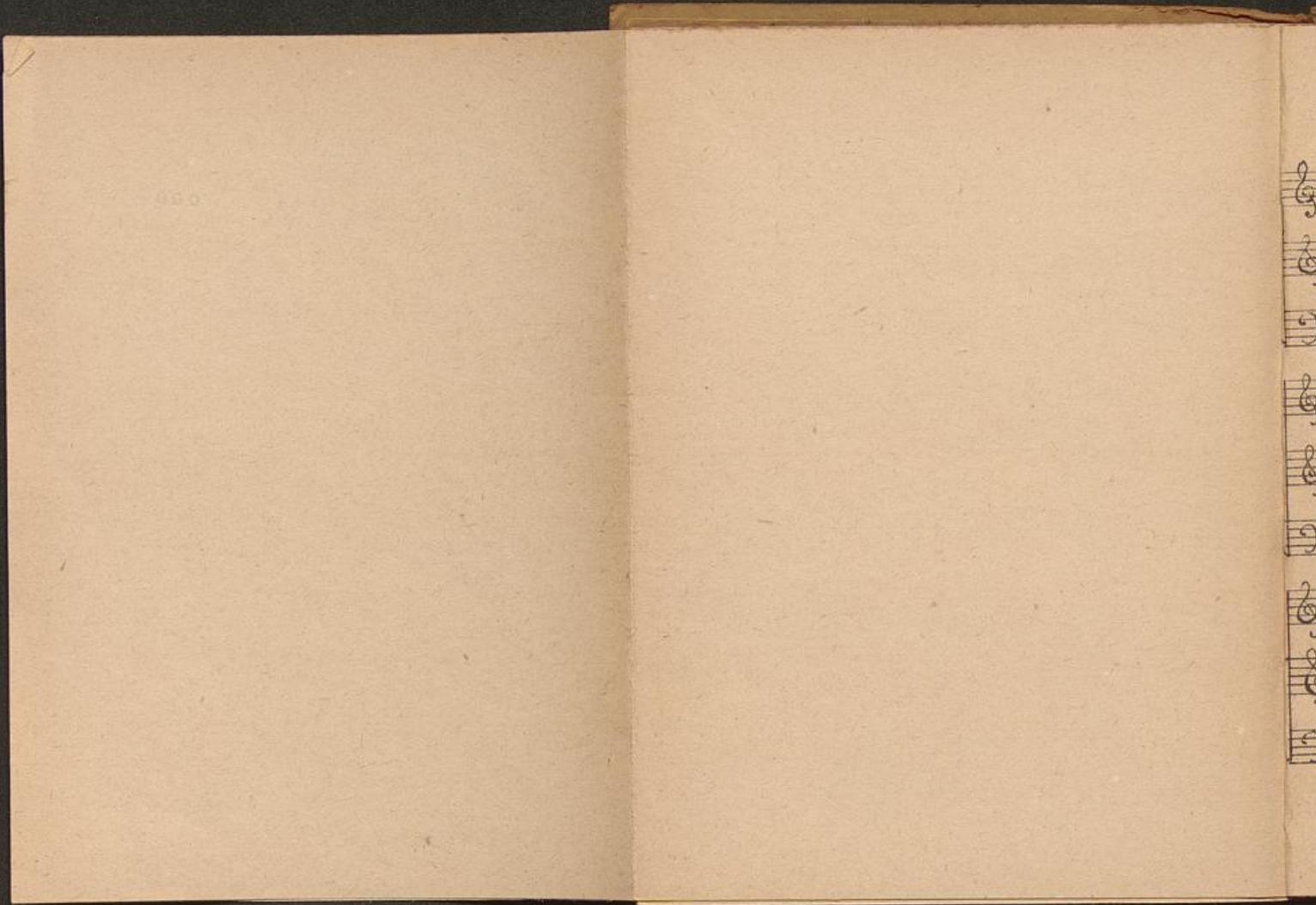
Andante espressivo

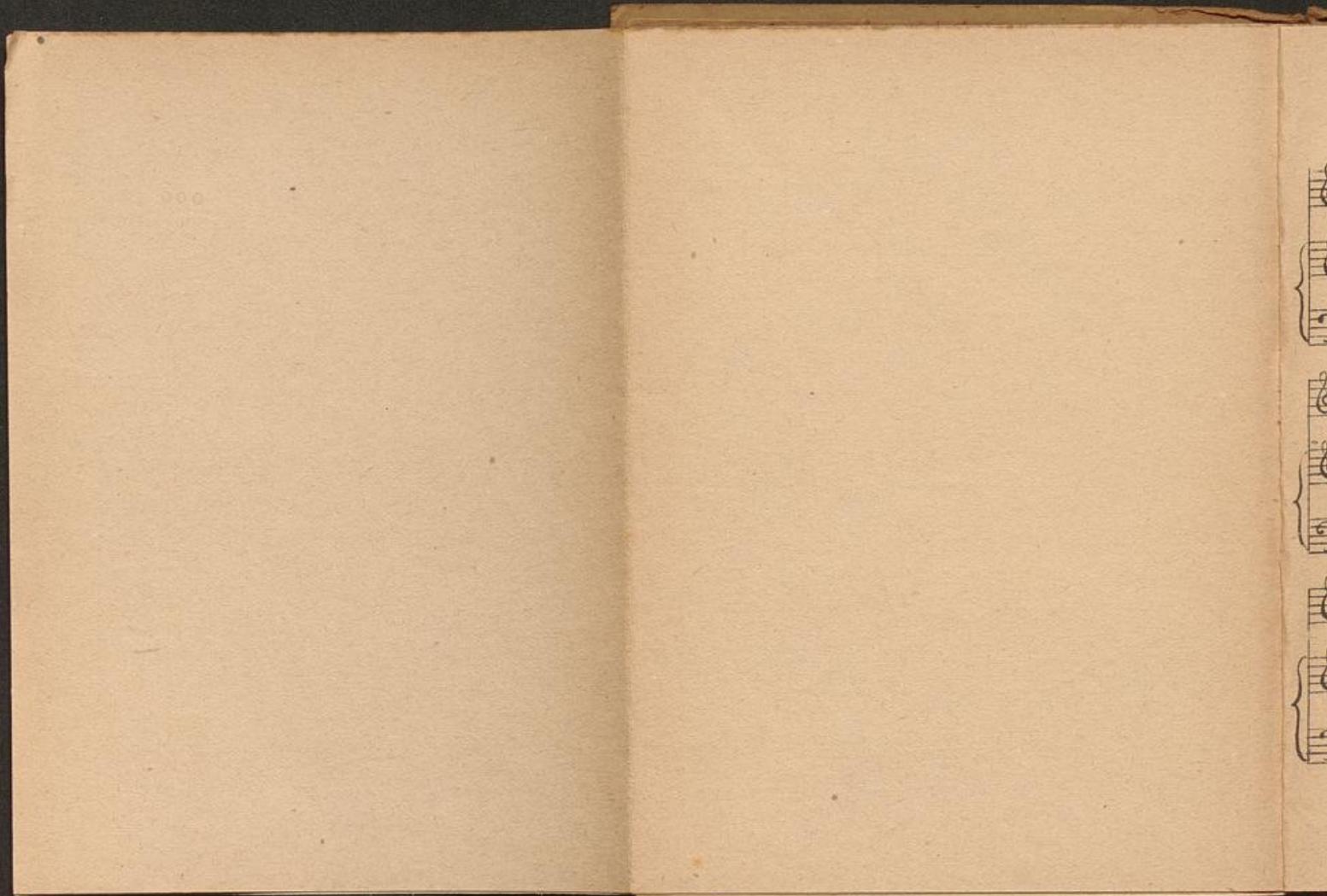
1. Es kam aus Sü - dens schö - nern
2. Es sang so weh - muths - voll und

Au - en, im Lenz ein Vög - lein her zu
lei - se und sang so ju - belnd, hell und mir,
und es be - gann sein Nest - zu
o könnt ich e - wig dai - nen

bau - en im Lin - den - baum vor mei - ner Tür,
Wei - se auf e - wig lau - schen Vö - ge - lein
im Lin - den - baum vor mei - ner Tür,
lau - schen Vö - ge - lein!

p *sf* *p* *pp* *mf*





5. O Vög-lein eh' du her-ge-kom-men, sang ich wie du in Busch und Hain. Hast du mein Herz mit dir ge-nom-men, so bring mir's wie-der Vö-ge-lein so bring mir's wie-der Vö-ge-lein.

Handwritten musical score for a song. The score is written on three systems of music. Each system consists of a vocal line (treble clef) and a piano accompaniment (bass clef). The key signature is two flats (B-flat and E-flat), and the time signature is 3/4. The lyrics are written below the vocal line. The first system ends with a double bar line. The second system continues the melody. The third system concludes with a final cadence. Performance markings include 'mf.' and 'sfz.'.





03SR3590

